It. sing. 1472 r
(1

<36610696350010

<36610696350010

Bayer. Staatsbibliothek

Winterstudien
und
Sommerstreifereien
in
Canada.

Ein Tagebuch

von

Mrs. Jameson.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. W.

> Leid und Kunst und Scherz.
> Rahel.

Erster Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

7.199
43. 18. 1

It. sing. 1472 I (1

Winterstudien
und
Sommerstreifereien
in
Canada.

Winterstudien
und
Sommerstreifereien
in
Canada.

Ein Tagebuch
von
Mrs. Jameson.

Aus dem Englischen übersetzt
von
A. W.

Leid und Kunst und Scherz.
Rahel.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Wb 44/681

Bayerische
ausgeschieden BSBM
Staatsbibliothek
München

Vorwort des Uebersetzers.

Schon seit mehreren Jahren nehmen die Werke der Mrs. Jameson eine bedeutende Stelle in der englischen Literatur ein. Alles, was diese Autorin bis jetzt geschrieben, ist von einem edeln Geiste beseelt, von dem Streben zu nützen und zu erfreuen. Besonders scheint sie sich die Aufgabe gestellt zu haben: für und auf Frauen zu wirken, und überall, wo sie ihre Mitschwestern verkannt und unterdrückt, in falscher Stellung oder unter Vorurtheilen leiden sieht, fühlt sie sich berufen, ihnen das Wort zu reden. Die ersten Producte ihrer Feder waren Kinderschriften. Später schrieb sie: »female Sovereigns,« eine Zusammenstellung der Geschichte aller Herrscherinnen, nebst deren Wirken und Charakter-

schilderungen, ein Werk, welches sich besonders für die weibliche Jugend zu eignen scheint. In »the Romance of Biography« macht sie mit denjenigen Frauen bekannt, welche Dichter zu ihren Dichtungen begeistert haben. — Ihren eigentlichen Ruhm begründete sie aber durch das „Diary of an ennuyée«, ein Tagebuch in Italien, und durch eine Analyse der weiblichen Charaktere im Shakspeare, welche sie mit Vignetten verzierte, denn Mrs. Jameson zeichnet wie eine Künstlerin, und ihr großes Talent für Malerei und Musik, so wie ihr langer Aufent= in Italien, berechtigen sie, ihr Kunsturtheil öffentlich auszusprechen, und dieses Urtheil wird durch den gebildetsten Geschmack, durch das feinste Gefühl geleitet.

Die so reiche Ausstattung an Kenntnissen und Talenten unserer Autorin giebt genügenden Aufschluß über die Vielseitigkeit des vorliegenden Werkes.

Sehr erfreulich ist es, daß im jetzigen Augenblicke, wo die canadischen Länder so sehr die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen, ein Werk über diese und deren Angelegenheiten uns von solch einer Feder geboten wird; es ist ohne allen politischen Zweck, völlig unparteiisch, unmittelbar vor der letzten Revolution geschrieben, und

Winterstudien in Canada.

Sind denn die Bäume auch so trostlos, so verzweiflungsvoll in ihrem Winter, wie das Herz in seiner Verlassenheit?

ruhiger Würde die Artigkeiten und Fragen, welche man an sie richtete. Ihr Betragen war schweigsam und zurückhaltend, ihr Ausdruck melancholisch; die Physiognomie des Anführers war bei weitem die intelligenteste. Sie erzählten mir, daß sie Chippewas aus der Nachbarschaft des Huron-See's wären, daß die Jagdzeit unglücklich gewesen sei, daß ihr Stamm sehr durch Hunger und Kälte leide und daß sie gekommen seien, um von ihrem großen Vater, dem Gouverneur, einen Vorrath von Nahrungsmitteln und wollenen Decken für ihre Weiber und Kinder zu erbitten. Sie waren mit ihren Schneeschuhen hundertundachtzig Meilen weit über den See hergekommen, und in den letzten achtundvierzig Stunden hatte keiner von ihnen Nahrung zu sich genommen. Sogleich wurde ein Frühstück von kaltem Fleisch, Brot und Bier für sie bestellt, und obgleich sie wohl noch in ihrem Leben keine europäische Tischeinrichtung gesehen hatten und noch überdies halb verhungert waren, setzten sie sich ruhig ohne Verlegenheit nieder und langten nach dem, was sie wünschten, mit dem größten Anstand, außer daß nach einem oder zwei Versuchen sie ihre eigenen Messer und die Finger statt der Bestecke gebrauchten. Nachdem sie genug gegessen und getrunken, wurden sie ins Gouvernementshaus geführt, um von dem Gouverneur Geschenke an Decken, Flinten und Vorräthen zu empfangen, und beim Abschied hielt mir Jeder die Hand entgegen, und der Anführer betete mit dem größten Ernst

zu dem großen Geist um Segen für mich und mein Haus. Im Ganzen war der Eindruck, den sie mir zurückließen, obgleich durch seine Neuheit amüsant und aufregend, doch sehr melancholisch. Die Art von verzweifelnder Resignation in ihren schwarzbraunen Gesichtern, ihre schmutzige, fettige Kleidung und ihre unglückliche Geschichte erfüllten mich mit dem größten Mitleid, und ich kann hinzusetzen, ich fühlte mich in meiner Erwartung getäuscht, und alle meine frühern Eindrücke von den unabhängigen Kindern der Wälder sind fürs Erste gestört. Diese waren die Ersten, welche ich von jener unglücklichen Menschenraçe gesehen habe, mit der ich noch hoffe besser bekannt zu werden, ehe ich dieses Land verlasse. Ungeachtet alles dessen, was ich gehört und gelesen, habe ich doch noch einen sehr vagen Begriff von dem indianischen Charakter, und die verschiedenen Ansichten, welche die Reisenden, ingleichen die Romanschreiber, davon gegeben, vermehren die Schwierigkeit, einen richtigen Begriff über diese Völker zu bilden, und vorzüglich über die Stellung ihrer Frauen. Obrist Givins, welcher dreißig Jahre seines Lebens unter den westindischen Stämmen zugebracht hat, bis er an Gewohnheiten und Sprache beinahe zu ihnen gehörte, ist kein unparteiischer Richter; er war bei dieser Gelegenheit ihr Dolmetscher und sagt, daß eine eben so große Verschiedenheit in Sprache und Gebräuchen der verschiedenen Stämme herrsche, zum Beispiel zwischen den Chip=

die Aufschlüsse, welche es uns mittheilt, tragen das Gepräge der Wahrheit.

Im Jahre 1837 unternahm Mrs. Jameson die Reise nach Amerika, um sich mit ihrem Gemahl zu vereinigen, welcher Vice-Kanzler in Ober-Canada ist und in Toronto wohnt. Durch diese Stellung hatte sie Gelegenheit, die Constitution und Verwaltungsart dieses jungen Landes kennen zu lernen, und in dessen Politik und Parteigeist einen tiefern Blick zu thun, als es anderen Reisenden wohl vergönnt ist. Sie scheint es sich zum Beruf gemacht zu haben, Schwächen und Mißbräuche zu enthüllen, und daher kommt es, daß sie in ihrem Vaterlande eine große Partei gegen ihr Werk und viel Widerspruch gefunden hat. In Deutschland aber wird man wohl dessen Verdienst anerkennen. Die Vielseitigkeit desselben bietet jedem Leser ein Interesse; es ist ein schöner geistreicher Pot-Pouri, aus allen Gärten, die das Genie durchstreift und bebaut, zusammengetragen. Natur, Charakter, Literatur findet man mit Poesie und warmen Herzen aufgefaßt und mit scharfem Verstande beurtheilt. Besonders dankbar müssen wir Deutschen für ihre Liebe zu unserer Sprache und Literatur sein, und für die Anerkennung, die sie uns bei jeder Gele-

genheit angedeihen läßt, indem sie sich der vielbekannten Vorurtheile ihrer Nation ganz entledigt zu haben scheint.

Das ganze Werk ist der Spiegel des edlen, großartigen Charakters der Frau, die es schrieb, was selbst Diejenigen anerkennen müssen, welche ihre Ansichten nicht immer theilen.

Vorrede.

Indem ich es wage, dem Publikum die Fragmente eines Tagebuches vorzulegen, welches eigentlich für eine Freundin geschrieben war, kann ich nicht umhin, wegen der Aufnahme zu erbangen, welche dieses Werk finden wird, vorzüglich in jetziger Zeit, wo das Land, auf welches es sich theilweise bezieht, ein Gegenstand so vieler Meinungsverschiedenheiten und so vieler feindseliger Angriffe ist. Dieses kleine Buch, welches das Resultat eines gedankenreichen Müssiggangs und vieler müssiger Gedanken ist, erwuchs nach und nach aus einem zufälligen Versprechen; es war nie bestimmt, in seiner jetzigen rohen und fragmentarischen Gestalt sich zu zeigen, und ich bin mir zu sehr dessen Mängel bewußt, um nicht zu fühlen, daß ich einige Erklärung hierüber dem Publikum schulde, welches bis jetzt meine

Versuche in der Literatur mit so viel Nachsicht und Güte aufgenommen hat.

Während meines Aufenthalts in Canada wurde ich in Gegenden und Regionen versetzt, die bis jetzt von keinem Reisenden noch beschrieben waren (denn die nördlichen Ufer des Huron-Sees sind beinahe ganz neues Terrain) und gerieth in Beziehungen mit den indianischen Stämmen, zu welchen bis jetzt wenige Europäische Frauen, die an ein verfeinertes und civilisirtes Leben gewohnt waren, sich gewagt haben und von denen keine noch etwas berichtet hat. Meine Absicht war, das Resultat des Geschehenen, so wie das der Reflexionen und Vergleiche, welche so viele neue Erfahrungen erregen mußten, in einer ganz andern Form mitzutheilen. Doch zufolge eines Dazwischentretens verschiedener Umstände und einer wichtigen Beschäftigung befand ich mich in der Alternative, entweder das Buch so zu geben, wie es hier vorliegt, oder es ganz zu unterdrücken. Ich hatte weder die Zeit, noch die Aufmerksamkeit, welche zu einer Umgestaltung nöthig gewesen wäre.

Indem ich diese Noten für die Presse bereitete,

habe ich viel, was sich auf meine eigene Person bezog, hinweggelassen, doch blieb noch viel von diesem unbedeutenden Stoff, viel zu viel, was mich dem Mißverstehen und selbst einem strengen Tadel aussetzen kann. Doch auch hier, wie bisher, verlasse ich mich auf das nachsichtige Urtheil edler Frauen, indem ich hiermit anzudeuten wünsche, daß dieses kleine Buch, so wie es vorliegt, vorzüglich an mein eigenes Geschlecht gerichtet ist.

Sehr gern hätte ich den unverschämten Sauerteig des Egoismus, welcher sich natürlicherweise in die Tagebuchsform einschleichen muß, ganz weggelassen; allein als ich den Versuch machte, verlor das ganze Werk seinen ursprünglichen Charakter, es verlor den Anstrich der Realität, ja selbst von seiner wesentlichen Wahrheit, und was es an Anmuth der Behaglichkeit und der lebendigen Beschreibung besaß, wurde flach, schwerfällig und didaktisch. Man fand, daß, wenn der Ton des persönlichen Auffassens, von dem die ganze Reihe der Beobachtungen und Handlungen ausging, wegfiel, so sei es, als werde der Faden aus einer Perlenschnur herausge-

zogen — die Kette der angereihten Erfahrungen und Ideen zerfiel und wurde zu einer unzusammenhängenden Masse. Ich war also genöthigt, den losen Faden des Empfindens beizubehalten, um Thatsachen und Bemerkungen locker daran zu reihen; obgleich ich stets lebhaft fühle, welcher Gefahr ich mich aussetze, so habe ich doch nach reiflicher Ueberlegung entschieden, natürlich darauf vorbereitet, das zu ertragen, was ich herauszufordern vielleicht den Anschein habe, obgleich in Wahrheit das Herausfordern eben so weit von mir entfernt ist, als die allzu große Sicherheit.

Diese Worte wurden in Ober-Canada geschrieben, doch wird man ersehen, daß sie wenig Bezug auf die politischen und statistischen Verhältnisse jenes unglücklichen, schlecht verwalteten, doch sehr schönen Landes haben. Nachher machte ich eine Tour nach Unter-Canada, gerade ehe die letzte Empörung ausbrach. Sir John Colbourne, dessen Geist mir von gutem altritterlichen Schlage zu sein schien und dessen Namen ich nur mit Achtung und Ehrfurcht in diesen Provinzen nennen hörte, war damals beschäf-

tigt, sich gegen die Bedrängnisse zu rüsten, denen er später mit so gutem Erfolge begegnete. Ich hatte natürlicherweise viel Gelegenheit, die Stimmung der beiden Parteien zu beobachten, doch nicht genug, um ein Wort über diesen Gegenstand zu wagen. Ober-Canada schien mir im Geiste loyal, doch grollend und nachtragend im Gefühl erlittener Unbilden, um beide unter dem gänzlichen Mangel an Interesse, von Seiten des englischen Gouvernements für den Zustand und die Bedürfnisse des Landes, so wie für Gefühle und Fähigkeiten des Volkes leidend. Ich will nicht damit sagen, daß dieser Mangel an Interesse jetzt in demselben Grade existirt als früher; es ist demselben ein schmerzliches und plötzliches Erwachen bereitet worden, doch hat er nur zu lange bestanden. Bezüglich auf Klima, Boden und natürliche Producte jeder Art schien mir die obere Provinz der niedern überlegen und wohl geeignet, eine unerschöpfliche Quelle von Brennmaterial und Korn für das Mutterland zu sein. Der Mangel eines Seehafens, der Mangel der Sicherheit des Eigenthums, die allgemeine schlechte

Verwaltung der Ländereien, welche dem Gouvernement gehören — dieses scheinen mir die hervortretenden Ursachen des physischen Drucks zu sein, den dieses reiche Land erleidet, während Armuth, mangelhafte Erziehung des Volks und ein großer Mangel an Gemeingeist bei denen, welche nicht zu dem Volke gehören, den moralischen Druck, der überall hervorleuchtet, genugsam zu begründen scheinen. Man nehme nun noch ein System von Mißgriffen und schlechter Administration hinzu, die man keinem Individuum, keiner einzelnen Maßregel zuschreiben kann, sondern der ganzen Tendenz des Colonial-Gouvernements; der ewige Wechsel von Officianten und Maßregeln; das Schwanken in den Principien, welches alles öffentliche Vertrauen zerstört, und ein Grad von Unwissenheit in Bezug auf das Land selbst, welche denen unbegreiflich ist, die es gesehen. — Wenn man diese drei Ursachen zusammenfaßt: Mangel an Kenntniß, an Urtheil und an Interesse von Seiten der Regierung, wie kann man noch da über den anomalen Zustand der Regierten sich verwundern und über den eines Landes, welches die

reichsten Hülfsquellen in sich trägt, doch arm an Geldmitteln, Bevölkerung und Energie ist! Doch ich fühle, ich gehe über meine Schranken hinaus. Wir wollen hoffen, daß die Regierung unserer jungen Königin nicht, wie die der Maria Theresia, mit dem Verlust einer ihrer schönsten Provinzen beginnt, und daß sie später auf die Landcharte ihres Gebietes wird blicken können, ohne jenes zürnende Erröthen und jene Thränen, mit welchen Maria Theresia bis zum letzten Augenblick die Charte ihres verstümmelten Reiches ansah und ihr verlornes Schlesien betrauerte.

Ich habe mich im Allgemeinen von Politik und Persönlichkeiten fern gehalten; von der erstern, weil solche Discussionen der Richtung meines Geistes fremd sind und meine Fähigkeiten übersteigen, und von den letzteren aus Grundsatz, und ich bitte, nicht zu übersehen, daß, wenn ich irgendwo mich in persönliche Details eingelassen habe, es nur mit der ausdrücklichen Genehmigung derjenigen geschah, welche am meisten dabei betheiligt sind; — dieses beziehe ich vorzüglich auf den Bericht über Oberst

Talbot und die Familie von Soult St. Marie.

Was das Uebrige betrifft, so füge ich nur noch hinzu, daß ich über keinen Gegenstand eine Meinung dictiren will, noch es mir herausnehme, über irgend etwas als eine Autorität zu sprechen; mein größter Ehrgeiz reicht nicht weiter, als Stoff für die Nachforschung und für das Nachdenken aufzuwerfen. Wenn dieses kleine Buch Irrthümer enthält, so werden dieselben gerügt und berichtigt werden, und das soll mich freuen. Wenn es nur eine Wahrheit enthält, und diese nicht größer als ein Senfkorn ist, so wird es nicht umsonst in die Welt getreten sein, noch wird in diesem Falle die Strenge der Kritik mich veranlassen, zu bereuen, daß ich es publicirte, selbst in der jetzigen unverarbeiteten und, wie ich fürchte, unbefriedigenden Form.

Inhalt
des
ersten Theils.

Winterstudien.

	Seite
Toronto	3
Eine Winterreise	9
Winterbesuche	13
Schlittenfahrten	21
Besuch von Indianern	23
Winterleiden	25
Reserve-Ländereien der Geistlichkeit	27
Das Trauerspiel Correggio	37
Deutsche Schauspielerinnen	43
Der Niagara im Winter	55
Bäume in Canada	81
Gesellschaft in Toronto	83
Politik und Parteien	85
Feuersbrunst in Toronto	91
Eine wahre Geschichte	97
Goethe's Tasso, Iphigenia und Clavigo	101
Ein Soldat de fortune	109
Musik und Musiker	115
Constitution von Ober-Canada	125
Vertagung des House of Assembly	129
Beschlüsse des gesetzgebenden Raths 1837	133

Ueber den weiblichen Charakter ... 143
Goethe und Eckermann ... 149
Goethe's letzte Liebe ... 161
Goethe's Tischgespräche ... 165
Seine Ansichten über die Stellung der Frauen ... 173
Criminalfälle in Toronto ... 217
Grillparzers Sappho und Medea ... 241
Ontario-See ... 245
Das Dorf Credit ... 249
Erindale ... 253

ausgeschieden BSB
Bayerische Staatsbibliothek München

Den 20sten September.

Toronto — dieses ist jetzt der wohlklingende Name unserer großen Hauptstadt — war vor dreißig Jahren eine Wildniß, der Zufluchtsort des Bären und des Wildes, mit einem kleinen, häßlichen, unbedeutenden festen Platze, welcher nicht häßlicher und nicht unbedeutender gewesen sein kann, als der jetzige es noch ist. Vor zehn Jahren war Toronto ein Dorf, mit einem einzigen Backsteinhause und vier bis fünfhundert Bewohnern; vor fünf Jahren war es eine Stadt, welche ungefähr fünftausend Einwohner zählte, und damals trug es den Namen von Klein-York; jetzt ist es Toronto mit einem zunehmenden Handel und einer Bevölkerung von zehntausend Menschen. Dieses schreibe ich aus einem Buche ab.

Was Toronto im Sommer ist, kann ich nicht sagen; man versichert, es sei ein hübscher Ort; in diesem Augenblick erscheint es mir, der Fremden, ganz besonders alltäglich und melancholisch. Eine kleine schlecht gebaute Stadt, auf flachem Land, an dem äußersten Ende einer gefrornen Bai, mit einer sehr häßlichen Kirche ohne Thurm oder Thürmchen; einige Gouvernementsgebäude von hochrothen Backsteinen, alles im geschmacklosesten und gemeinsten Styl, den man sich denken kann; drei Fuß Schnee rings umher, und der graue, einförmige

winterliche See und das tiefe Dunkel eines Fichtenwaldes, welcher die Aussicht begrenzt, so kommt Toronto mir jetzt vor. Ich habe nicht viel erwartet, doch darauf war ich nicht vorbereitet. Vielleicht würde auch keine Vorbereitung gefruchtet, oder meine jetzige Empfindung gemildert haben. Ich will nicht ungerecht sein, falls ich meine Ansicht zu ändern vermag. Wenn ich in mein eigenes Herz blicke, so finde ich, daß es die Trauer ist um das, was ich verlassen und verloren, um das Ferne, nicht um das Gegenwärtige — welches über Alles, was mich umgiebt, eine Kälte verbreitet, die kälter ist, als die eines Wintertages — ein Dunkel, welches tiefer ist, als das der Winternacht.

Dieses ist alles sehr traurig, und es ist vielleicht schwach von mir; ich kenne aber keine bessere Art, um zu der Wahrheit zu gelangen, als die Eindrücke der Gegenstände und Charaktere auf meinen Geist zu beobachten und treu zu berichten, — oder vielmehr den Eindruck, den dieselben von meinem Geiste empfangen, der von den Wolken beschattet, welche über seinen Horizont ziehen, jede Färbung ihrer wechselnden Laune annimmt, — bis sie in Licht übergehen, und durch Beobachtung und Vergleichung berichtigt oder wenigstens modifizirt werden. Auch kenne ich keinen bessern Weg als diesen, um dem Geiste eines Andern die Wahrheit zuzuführen, und nichts als Wahrheit, wenn auch nicht ganz vollkommene. So werde ich denn weiter schreiben. Bis

jetzt hat man mich noch nicht angeklagt, daß ich die Dinge dieser Welt durch eine dunkle Brille ansehe, sondern eher der entgegengesetzten Tendenz. Wo habe ich aber meine Brille von couleur de rose gelassen? — den heitern Glauben, welcher mich bei viel schlimmern Begebenheiten aufrecht hielt, als deren irgend hier zu erwarten stehen. Die Ungeduld, die Wißbegierde, das schnelle Erfassen geselliger Neigungen, die Bereitwilligkeit, zu gefallen und Gefallen zu finden, welche Eigenschaften vielleicht aus meinem irländischen Blut entspringen, dem ich so viel Trost verdankte, wenn ich dessen am meisten bedurfte, so vielen Genuß, wenn ich am wenigsten darauf hoffte! — Wie? Alles vergessen — verloren? Und doch bin ich noch kein Eiszapfen, keine Auster; ich wünschte, ich wäre eines dieser beiden! Nein! das Schlimmste von Allem ist die traurige Erinnerung an Freunde, die mich liebten, dieses herzenskranke Sehnen nach der Heimath, nach dem Vaterlande, nach bekannten Gegenständen und lieben heimathlichen Gesichtern. Ich bin wie ein entwurzelter Baum, der in seinem Innern erstirbt, doch zuweilen bin ich wieder mit der seltsamen Kraft begabt, mich selbst über meine eigene erbärmliche Schwachheit lustig zu machen.

Als ich mich gestern Abend in Thränen niederlegte, nachdem ich mein Gebet für diejenigen gesprochen, welche so weit jenseits des schrecklichen atlantischen Oceans sind, durchzuckte mich eine komische Erinnerung an jene Ma-

dame de Boufflers, welche „avec tout de serieux et de sentiment“ erklärte, daß sie einwilligen wollte, als Gesandtin nach England zu gehen, doch nur unter der Bedingung, daß sie „vingt cinq ou vingt six de ses amis intimes“ und sechszig oder achtzig Personen, welche „absolument necessaires à son bonheur“ mit sich nehmen könnte. Die Vorstellung einer so anmuthigen Impertinenz machte mich lächeln — doch! bin ich ihr denn so ganz unähnlich in diesem Anfalle von Unvernunft? Es giebt ja überall Beschäftigung für eine rationelle und gesunde Intelligenz, überall giebt es Gutes zu thun, Pflichten zu erfüllen, überall ist die Seele ihre eigene Welt, ihr eigenes Vaterland, wenigstens ihre eigene Heimath, oder sollte es doch sein. Wie viele schöne Worte könnte ich über diesen Gegenstand sagen oder anführen, in Prosa oder in Reimen, aber umsonst beschwöre ich die Philosophie herauf, sie will nicht kommen, wenn ich sie rufe; doch an ihrer Stelle kommen traurige, betrübende Erinnerungen, erstarrende Gefühle, die mir alle sagen, daß ich ein Fremdling bin unter Fremden, unglücklich von Innen und nach Außen, — und daß der Thermometer auf 12° unter dem Gefrierpunkt steht!

Es kommt auch viel auf den ersten Eindruck an, und ich habe mich jetzt noch nicht von dem Schmerz und der unangenehmen Empfindung meines ersten Ankommens hier erholt. Meine Freunde in New-York verschwendeten viel Beredsamkeit, um mich von einer

Winterreise nach Canada abzuhalten. Ich hörte ihnen zu, und war ihnen sehr für ihre Besorgnisse dankbar, doch ich gestehe, ich glaubte der Schilderung nicht, die sie mir von den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten machten, in welche ich gerathen sollte. Sie sagten, ich habe die schlechteste Jahreszeit zu einer Reise durch den Neu-Yorker Staat gewählt (der Himmel weiß, daß ich sie nicht gewählt habe). Die gewöhnlichen Erleichterungen des Reisens wären jetzt aufgehoben; einige Wochen früher wären Flüsse und Kanäle noch offen gewesen; einige Wochen später würden die Landstraßen durch den Schnee geebnet und könnten im Schlitten befahren werden. — Jetzt sei die Schifffahrt eingefroren und die Wege wären so verdorben, daß sie kaum zu passiren seien. Dann war nur ein Nachtboot auf dem Hudson, um, wie eine gedruckte Anzeige verkündete, nach Albany vorzudringen, oder so weit, als das Eis es erlaubte. Alles dieses und noch mehr wurde mir vorgestellt — und mit so viel in die Augen springender Vernunft und wahrem Gefühle, und in Worten und Tönen, denen so schwer zu widerstehen war! — Doch obgleich ich die gute Absicht und Theilnahme zu schätzen wußte, brachten diese Worte doch keinen andern Entschluß hervor. Ich konnte mir keinen Begriff von Schwierigkeiten machen, welche nicht durch gute Worte, Gegenwart des Geistes und Geld in der Tasche konnten beseitigt werden. Ich hatte das halbe Continent von Europa bereis't, oft allein, und

war nie in Verhältnisse gekommen, wo besagte Hülfsmittel nicht geholfen hätten. In meiner Unwissenheit konnte ich mir von nichts Anderm eine Vorstellung machen; doch würde ich nicht leicht Jemandem rathen, eine ähnliche Reise zu unternehmen, am allerwenigsten einer Frau.

Als wir den Hudson in der Nacht hinaufschifften, verlor ich natürlicher Weise den Anblick jener schönen Landschaft, welche, wie man mir versicherte, selbst der Winter nicht aller ihrer Schönheit entkleiden kann — die er vielmehr nur in eine andere Art von Schönheit hüllt. Mit dem ersten Röthen des Morgens schlüpfte ich aus der überheizten Cajüte, welche mit verdrießlichen Frauen und schreienden Kindern überfüllt war, und fand meinen Weg auf das Verdeck. Ich war erstaunt über das Schauspiel, das so neu und schön sich für mich aufthat. Die Lats-Kill-Berge, welche wir in der Nacht hinter uns gelassen hatten, waren noch immer sichtbar, doch eben vor unserm Blick verschwindend, in ein nebelartiges purpurrothes Licht gekleidet, während unser tüchtiges Dampfschiff — das Vordertheil mit einer scharfen eisernen Schneide bewaffnet — sich seinen Weg durch eine vier Zoll starke Eisrinde bahnte, welche hinter uns wie eine flüssige Masse wieder zusammenzufließen schien, so daß die Spur des Schiffes einige Ruthen hinter dem Steuerruder nicht mehr zu sehen war. Jedoch folgten uns auf dem Pfade, der auf diese Weise geöffnet

war und sich nur scheinbar schloß, in einiger Entfernung ein schöner Schoner und zwei kleine Dampfschiffe nach. Ich ging auf dem Verdecke auf und ab, erfrischt durch die schönste kalte Luft und durch die Aufregung, welche die verschiedenen malerischen Effekte, der in Eis gefesselte Fluß und die gefrornen Ufer hervorbrachten, bis wir Hudson erreichten. Weiter als diese Stadt war es nicht sicher für das Boot, vorzudringen, und wir waren noch immer dreißig Meilen von Albany entfernt. Nachdem wir Hudson verlassen hatten, wurde alles eine schwere langweilige Arbeit, außer auf der Eisenbahn zwischen Albany und Utika, es war die qualvollste und ermüdendste Reise, deren ich mich erinnere. Die Wege waren in solch einem Zustande, daß wir einmal sechs Stunden zubrachten, um elf englische Meilen zurückzulegen. Zu einer Strecke, welche sonst eine Tagereise von einer Stadt oder einem guten Gasthof zum andern war, brauchte man jetzt einen Tag und eine Nacht, oder auch zwei volle Tage.

Ich erinnere mich noch einer dunkeln Nacht, als Hagel und Regen herabströmte und unsere Extrapost langsam von unglücklichen Thieren durch den tiefen Koth, der mir »der Sumpf der Verzweiflung« schien, gezogen wurde; einige Bagage fiel von dem Verdeck des Wagens, welches bei den amerikanischen Posten weder einen sichern Platz für einen Menschen noch für einen Koffer bietet. Der Kutscher stieg ab, um sie aus dem Schmutz

herauszufischen. Als dieses einigen Aufenthalt verursachte, steckte ein Herr, welcher mir gegenüber saß, den Kopf zum Fenster hinaus, um nach der Veranlassung sich zu erkundigen, und ihm antwortete der Kutscher mit erzürnter Stimme: »Ich sage, Ihr Herren sitzt nicht so plappernd da, sondern leiht Eure Hand, um diese Dinge an Bord zu bringen!!« Zu meinem großen Erstaunen schien der Herr nicht über die Unverschämtheit dieses Aufrufs verwundert, sondern sprang sogleich hinaus und lieh seinen Beistand. So ist nun die Art des Volkes; der Kutscher beabsichtigte keine Grobheit, auch wurde es nicht als eine solche aufgenommen, und meine Reisegefährten konnten nicht umhin, über mein Erstaunen zu lachen.

Nach sechs Tagen und drei Nächten solchen Reisens, während welcher keine Gesellschaft, kein Interesse mich begleitete, fing ich an, vor Ermüdung zusammenzusinken. Das Beste, was mich erweckte, war unsere Ankunft an der Fähre des Niagarastromes in Queenstone, ungefähr sieben Meilen unter dem Wasserfall. Es war eine dunkele Nacht, und während unser kleines Boot in dem schäumenden Wasser herumgestoßen und durch ein Licht nach dem entgegengesetzten Ufer geführt wurde, konnten wir deutlich das tiefe Rauschen des Katarakts hören, welches die Atmosphäre um uns erfüllte und, wie es mir schien, dieselbe erschütterte. Dieser mächtige Katarakt, der Traum und die Vision meiner Kindheit und Jugend,

mir so nahe, — und ihn nicht zu sehen! dem Gehör und dem Gefühle bemerkbar, wie Hiobs Vision, immer gegenwärtig, doch unsichtbar! Sie können glauben, daß ich aus meiner Lethargie von Müdigkeit ganz und gar erwachte, um dieser geheimnißvollen Stimme zu lauschen, welche mein Blut still stehen und erstarren machte. In Queenstone übernachteten wir, und am nächsten Morgen begaben wir uns nach der Stadt Niagara, welche am Ufer des Ontario See's liegt. Nun hatte, wie man ausgesagt, die Schifffahrt auf dem See aufgehört, und wir sahen nichts Besserem entgegen, als einer Reise von hundert Meilen um das obere Ende des See's herum, auf den scheußlichsten Wegen, anstatt einer leichten Schifffahrt, einige dreißig Meilen von einem Ufer zum andern. Das Schicksal aber hatte einige von denjenigen Launen, welche man, wenn dieselben in Büchern vorkommen, für unwahrscheinlich und unnatürlich erklärt; es hatte die Sache anders beschlossen! Ein Dampfboot, welches seine letzte Fahrt machte, hatte zufälliger Weise am Hafen angelegt, und war eben im Begriff abzufahren. Die Ruder waren schon in Bewegung, als ich und meine Bagage hurtig an Bord genommen, beinahe hereingeschleudert wurde. Kaum da angekommen, legte ich mich in die Cajüte nieder, ganz von Müdigkeit überwältigt, und sank sogleich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht. Man weckte mich plötzlich, um mir zu sagen, daß ich in To-

ronto sei, und obgleich kaum im Stande, zu stehen, eilte ich doch auf das Verdeck. Die Werfte war ganz menschenleer, da die Ankunft eines Dampfbootes zufällig und unerwartet war, und als ich aus dem Boote kam, versank ich bis an die Knöchel in Schmutz und Eis. Der Tag war sehr kalt und feucht; die Wolken hingen tief herab, mit Schnee beladen, welcher eben zu fallen begann. Halb erblindet durch den Hagel, welcher mir ins Gesicht getrieben wurde, legte ich ungefähr eine Viertelstunde in dem Stadtviertel zurück, welches ein sehr gewöhnliches Ansehen hatte, auch nicht stark bevölkert schien, und für mich noch eine unbekannte Wildniß war. Ich kam durch einförmige, kothige Straßen, welche wohl nie belebt, jetzt aber, wegen des drohenden Schneegestöbers, ganz verödet waren. Ich hörte keine Stimme, keine Fußtritte von Menschen und Kindern; ich begegnete keinem bekannten Gesichte, keinem bewillkommnenden Blicke; ich war so traurigen Herzens, als eine Frau, nur sein kann — und dieses waren die Eindrücke und Gefühle, mit denen ich das Haus betrat, welches ich meine Heimath nennen sollte.

Es dürfte nöthig sein, diesen traurigen, unfreundlichen Eindrücken Zeit zu gönnen, aus meinem Herzen und meiner Seele zu verlöschen, ehe ich das beurtheile, was ich um mich herum sehe. Das Haus, welches uns eine temporäre Wohnung bietet, während ein anderes gebaut wird, ist schlecht gegen die Kälte geschützt und mangelt

ganz und gar aller Conforts. Es hat den Vortheil einer Aussicht auf die Hauptstraßen, welche in die Stadt führen, und eines Blickes auf die Bai, — doch jetzt waren alle Gegenstände von einer Farbe. Das Land ist nicht vom Wasser zu unterscheiden; ich sehe nichts als Schnee an meinen Fenstern und nicht allein von Außen, sondern auch von Innen. Ich höre keinen Laut als das Klingeln des Schlittengeläutes und das gelegentliche Brüllen einer halbausgehungerten Kuh, welche, bis an die Knie im Schnee steckend, vor der Thür eines armseligen gegenüberliegenden Häuschens um eine kleine Gabe Heu fleht.

Den 27sten December.

Was die Gesellschaft betrifft, so kann ich nichts darüber sagen, da ich noch nichts von derselben gesehen habe. Alle Beamten haben Visite gemacht, und alle Damen höflich und nach alter Form Karten abgegeben; demzufolge setzte ich mich gestern, wohl eingepackt in Pelzwerk und Büffelkleider, in einen Schlitten, um die Besuche gehöriger Weise zu erwiedern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich wohl etwas von der Geographie der Stadt, aber nichts von den Menschen. Diejenigen, welche ich sah, schienen förmlich und etwas verlegen, doch können sie trotzdem sehr vortreffliche Leute sein. Ich kehrte innerlich und äußerlich erfroren zurück, denn keine mei-

ner Pelzbedeckungen vermochte etwas gegen den Frost und gegen den eisigen Luftzug auszurichten, durch welchen wir auf den beeis'ten Straßen fuhren oder vielmehr flogen.

Das Ansehen der Stadt war zwar viel heiterer, als am Tage meiner Ankunft, doch noch immer melancholisch genug. Ich fand wenig Leben und wenig Bewegung; wenig Menschen in den Straßen, einige gute Kaufläden, einige Häuser von Backstein, aber den größten Theil von Holz. Der große Unterschied des Ansehens der Stadt und Bai während der Sommerzeit, die blaue Farbe des Wassers, das glänzende Grün der Ufer, die Menge der Schiffe und das geschäftige Menschengedränge auf den Dämmen wurden mir oft beschrieben, ohne jedoch ein bestimmtes und heiteres Bild vor meine Seele zu führen. Gerade die Neuheit des Anblicks vor mir schien, indem sie einen so starken Eindruck auf mich machte, jede Vorstellungskraft zu hemmen.

Die Wahl dieses Ortes zur Hauptstadt der obern Provinz wurde durch den schönen Hafen entschieden, der einzige, welcher zwischen der Curlington Bai und Cobourg liegt, eine Entfernung von ungefähr 150 engl. Meilen. Der General Simcoe, erster Gouverneur nach der Trennung der Provinzen, und ein Mann von großer Thätigkeit und Energie, faßte die Idee, eine Hauptstadt hier zu gründen. Zu jener Zeit befand sich das Hauptquartier des Gouvernements zu Niagara, welches Newark

hieß und am entgegengesetzten Ufer lag; doch es war den Grenzen zu nahe und dadurch unsicher. Doch ist Toronto auch nicht sicherer gelegen. Durch seine tiefe Lage und durch den Mangel einer, die Nachbarschaft beherrschenden Höhe ist es beinahe nicht zu vertheidigen. Im Fall eines Krieges mit Amerika könnten einige Boote von der entgegengesetzten Küste, von New-York aus, das Fort und die Stadt leicht in Asche legen, und wirklich war auch dieses während des letzten Krieges 1813 beider Schicksal. Doch dieselben Ursachen, welche veranlaßten, daß dieser Ort für uns nicht zu vertheidigen war, machten, daß derselbe auch nicht vom Feinde gehalten werden konnte, und er wurde sogleich geräumt. Eine andere Einwendung ist die Ungesundheit seiner Lage. Toronto liegt in einem tiefen Sumpf, welcher noch nicht ganz ausgetrocknet ist, und große Strecken ungelichteten Landes sind noch rings herum. Doch die Schönheit und Sicherheit des großen Hafens und die Centrallage, ungefähr halben Wegs zwischen dem Huron-See und der Grenzlinie von Unter-Canada, haben ihren Rang als Hauptstadt der Provinz bestimmt, und sie zum Sitz des gesetzgebenden Körpers geschaffen.

Als der Ingenieur Bouchette durch den General Simcoe ausgesandt wurde, um den Platz zu untersuchen, fand er im Jahre 1793 bloß Sumpf und Wildniß; Birken, Schierling und Tamarisken-Bäume wuchsen bis ans Ufer und selbst bis in den See hinein. Man hat

mir gesagt, daß Toronto die indianische Benennung des ganzen Distrikts »aus dem Wasser wachsende Bäume« bedeute. Der Obrist Bouchette sagt, daß zu jener Zeit die einzige menschliche Spur hundert Meilen im Umkreise in einem einzigen Wigwam bestanden hätte, welches am Ufer stand und von einigen wenigen Missassaqua-Indianern bewohnt wurde. Drei Jahre nachher, als der Herzog de la Rochefaucoult hier war, bestand die kleine Metropolis in einem Fort und zwölf erbärmlichen Blockhäusern, deren Einwohner, wie der Herzog sich ausdrückte, in keinem guten Rufe standen. Die Stadt war aber schon bezeichnet, die Straßen, alle mit dem Ufer der Bai parallel laufend, zwei englische Meilen lang und von andern Straßen im rechten Winkel durchschnitten. Es ist Schade, daß man damals nicht dem Beispiel der Amerikaner folgte, und die Hauptstraßen in gehöriger Breite absteckte; einige hundert Fuß mehr oder weniger würden einen geringen Unterschied gemacht haben, da wo der wilde Wald, der keinen Eigenthümer hatte, sich, so viel man wußte, vom Huron-See bis zum Nordpol erstreckte, jetzt würde es nicht so leicht sein, den Fehler wieder gut zu machen.

Kingsstreet, die Hauptstraße, ist eng und wird noch enger aussehen, wenn die Häuser höher, besser und regelmäßiger gebaut sind. Ich sehe, beim Abstecken des fashionablen oder westlichen Theils der Stadt hat man diesen Mißgriff vermieden. Einen großen Raum zwi-

schen den Bauplätzen und dem Ontario-See hat man vernünftiger Weise zu einem Fahrwege oder einer Esplanade frei erhalten, doch ich bezweifle, daß derselbe groß genug dazu ist. Eines der sonderbarsten und unerklärlichsten Phänomene, welches man bei diesen ungeheuer großen Landseen findet, ist das allmälige Zunehmen des Wassers, so daß selbst in diesen wenigen Jahren, wie man mir berichtet, ein großer Theil der hohen Ufer weggespült wurde und ein Fahrweg am Fuße derselben ganz mit Wasser bedeckt ist. Wenn das so fortgeht, so muß ein festes Ufer, oder ein Quai als Schutzwehr gegen die überhandnehmenden Wasser gebaut werden, oder die Esplanade wird bald verschwinden.

Dieses sind die Erfahrungen, welche ich während meiner langen Fahrt sammelte; es war in jeder Hinsicht kalt und ich kehrte, ohne auf irgend eine Art erbaut zu sein, zurück.

Neujahrstag — kälter als je. Diesen Morgen stand der Thermometer auf 18° unter 0, und Dr. R.... erzählte mir, daß einige chemische Zusammensetzungen in seinem Laboratorium in dieser Nacht eingefroren wären und die Gläser zersprengt hätten, in welchen sie enthalten waren.

Sie haben hier die Sitte, welche in Frankreich, Deutschland und in den Vereinigten Staaten, ich glaube

überall, außer in England, herrscht, am ersten Tage des Jahres Gratulationsvisiten zu machen. Dieser Gebrauch, welcher dem Anscheine nach nicht mit den Sitten des Volkes übereinstimmt, ist von den französischen Einwohnern des untern Canada entlehnt worden.

Ich erhielt heute Morgen den Besuch von dreißig Herren (glücklicher Weise für mich beschränkt sich diese Verpflichtung nur auf Herren), von denen ich zwei Drittel nie gesehen, noch von ihnen gehört hatte, auch war Niemand zugegen, der sie mir hätte vorstellen können. Einige von diesen, nachdem sie eingelassen worden, verbeugten sich, setzten sich und standen nach zwei Minuten wieder auf, sich aus der Stube hinaus verbeugend, ohne eine Silbe gesprochen zu haben. Alle waren zu eilig und, wie es schien, zu erfroren, um zu conversiren. Diejenigen, welche sprechen konnten, klagten sehr verständiger Weise über die zwecklose Pflicht, die ihnen auferlegt sei, und über die Gefahr, welcher sie sich durch den häufigen Uebergang aus den überheizten Stuben in die schneidende kalte Luft aussetzten, und prophezeieten sich und Andern böse Hälse, Gichtschmerzen, Fieber und andere Uebel. Ich konnte nur glauben und beklagen. Diese fremden Gesichter erschienen und verschwanden hintereinander so schnell, daß mir beinahe schwindlich wurde, doch waren unter der Menge ein oder zwei junge Leute, welche ich nach fünf Minuten langer Unterhaltung gleich als den Andern überlegen und als originelle, denkende Menschen erkannte.

In der Londoner Gesellschaft bin ich vielen Männern begegnet, deren eigentliche Geistesbeschaffenheit schwer zu entdecken war; entweder waren dieselben durch die Gesellschaft geglättet und polirt worden, oder die Erziehung hatte ihren Verstand mit Stuckaturarbeit belegt, mit historischen und poetischen Figuren, — welche sehr schön anzusehen waren, — doch lag die große Backsteinarbeit darunter, oder wohl gar verfaulte Bretter und Lehm. Da es nun in diesem neuen Lande so wenig conventionelle Gebräuche giebt, so ist es hier viel leichter, Backstein, Granit und Marmor zu unterscheiden.

Den 12ten Januar.

Wir haben noch einen bedeutenden Schneefall gehabt, und das Wetter ist nun milder. Man sagt, daß das Wetter hier nie länger als drei Tage sich gleich bleibt, und Alle stimmen darin überein, daß die Luftveränderungen zu jeder Jahreszeit schnell und heftig eintreten; doch die Aerzte versichern mir, daß das Klima von Canada im Allgemeinen eins der gesündesten in der Welt ist, obgleich in der unmittelbaren Umgebung von Toronto für jetzt noch einige Lokalumstände eine Ausnahme von dieser Regel machen. Der Winter in der obern Provinz ist viel weniger streng und anhaltend, als in Nieder-Canada.

Den 14. Januar.

Es scheint, als ob diese winterliche Jahreszeit, welche mir so traurig vorkommt, für die Bewohner von Canada die Zeit der Feste ist, und wenn ich nicht krank und eine Fremde wäre, und wenn ich Freunde mit mir hätte, so würde ich wirklich mit genießen. Der Winter ist die Zeit für Besuche und Schlittenfahrten, für allen Verkehr der Geschäfte und der Freundschaft, für die Bälle in der Stadt und auf Meiereien, für Cour machen, Heirathen, für fromme Versammlungen und für alle Arten von Zusammenkünften. Im Sommer machen im glücklichsten Falle die Hitze und die Muskitos das Reisen unangenehm; im Frühjahr sind die Wege nicht zu passiren; im Herbst hat man zu viel Beschäftigung mit dem Ackerbau, doch im Winter sind die Wälder wegsam, die Straßen bieten eine glatte Oberfläche von blendendem Schnee, die Ansiedler der Wälder fahren in die Stadt, um sich mit Vorräthen, Kleidungsstücken und mit frischem Fleische zu versehen, welchen letztern Luxusartikel sie im Sommer selten erhalten können. Ich stand heute an meinem Fenster und beobachtete die vorübergleitenden Schlitten, welche von allen Größen und Gestalten sind. Einige von den Wagenschlitten sind gut gebaut und hübsch. Die Marktschlitten bestehen oft aus zwei oder drei Brettern, welche in Gestalt einer hölzernen Schachtel zusammengenagelt und auf Kufen gesetzt sind. Ein wenig Stroh und eine Büffelhaut,

oder eine wollene Decke dienen als Sitz; Fässer voll Mehl, Körbe voll Eier füllen den leeren Raum aus. Noch andere sind karrenartig und andere, welche »Cutters« genannt werden, stehen auf hohen Kufen wie Schlittenphaëtons. Diese werden von den jungen Herren und den Offizieren der Garnison gelenkt und erfordern keine unbedeutende Geschicklichkeit im Fahren; jedoch werfen sie, wie man mir versichert, nicht öfter als ein Mal alle Viertelstunde im Schnee um, woraus kein Unglück, sondern viel Vergnügen entsteht. Mein Entzücken sind aber die Waldschlitten. Ein großer Bretterboden wird auf Kufen gesetzt, mit einigen in die Höhe stehenden Stangen versehen, deren äußerste Enden mittelst Stricke zusammengehalten werden; darauf werden Blöcke von Eichen-, Tannen- und Ahornholz bis zu einer Höhe von sechs bis sieben Fuß aufgehäuft. Oben darauf liegen einige Stück Wild, steif gefroren, mit ihrem ungeheuren Geweihe, das auf eine malerische Weise hervorragt, und auf diesen sitzt wieder ein Mann, in eine wollene Decke gehüllt, mit der Pelzmütze über die Ohren gezogen, und sein Schlafrock von scharlachrother Wolle bildet eine schöne Farbenzusammenstellung. Mit einer Stange leitet er seine geduldigen Ochsen, deren dampfender Athem in die kalte Luft emporwirbelt; kurz, die ganze Maschine bildet einen eben so pittoresken Anblick als die Weintraubenwagen in Italien, obgleich der Vergleich gewiß sehr verschiedenartig ist.

Den 16ten Januar.

Diesen Morgen, ehe ich noch angekleidet war, wurde mir ein sonderbarer Besuch angekündigt. Ich hatte meinem Freunde, dem Herrn Hepburne, den Wunsch ausgesprochen, einige Eingeborne des Landes zu sehen. Er hatte die Güte, sich meiner Bitte zu erinnern, und dem zufolge brachte der Obrist Givins, der Hauptagent der Indianer, einige derselben, um uns zu besuchen. Diejenigen, welchen der Anblick dieser Leute nichts Seltenes und durchaus nichts Interessantes ist, waren sehr erstaunt über eine Neugierde, welche, wie Sie zugeben müssen, sehr natürlich und weiblich war.

Die Gesellschaft bestand aus dreien, — einem Anführer, welcher „White deer", weißer Hirsch, hieß, und zweien seiner Freunde. Dieser Anführer war in eine wollene Decke gekleidet, er trug Beinkleider und eine aus Wolle verfertigte Kappe mit einer Spitze, von welcher eine lange schwarze Adlerfeder herabhing. Dicke Mocazinsschuhe von ungegerbtem Leder vollendeten seinen Anzug; er hatte ungefähr funfzig Schnüre von blauem Wampum um seinen Hals. Die andern zwei waren eben so gekleidet, mit Ausnahme des Wampum und der Federn. Ehe ich hinunterging, legte ich eine Kette von Wampum an, was ihnen zu gefallen schien. Als Stühle geboten wurden, setzten sie sich sogleich nieder (obwohl Obrist Givins sagte, sie würden sich lieber auf den Boden niedergelassen haben) und beantworteten mit ernster,

pewa's und Mohawks, als zwischen irgend zwei europäischen Nationen.

Den 16ten Januar.

Irgend ein Philosoph hat gesagt oder geschrieben, »daß unsere guten und schlechten Eigenschaften, unsere Tugenden und unsere Laster mehr von dem Einfluß des Klimas abhingen, als der Stolz der civilisirten Menschheit gern eingesteht.« Und dieß ist eine Wahrheit, oder vielmehr es hat einen Anschein von Wahrheit, dem ich, was mich betrifft, nicht widersprechen kann, — doch dem ich nicht gern Glauben schenke. Wie auch das Klima sei, in welchem der Mensch geboren und erzogen ist, kann er sich nicht immer durch seine moralische Kraft über dessen degradirenden, erstarrenden oder aufregenden Einfluß erheben? und sollte das nicht um so leichter sein, wenn er im reifern Alter, mit schon gebildeten Gewohnheiten, zufälliger Weise diesen Einflüssen ausgesetzt ist? Handeln wir in solch einem Falle mit mehr Weisheit, wenn wir uns den Gewohnheiten und Gefühlen der äußern Umgebungen anschmiegen, oder wenn wir denselben widerstehen und sie besiegen, mehr in der Absicht, unsere Individualität treu zu behaupten, als in der Hoffnung, die physischen und geselligen Einflüsse um uns herum zu leiten und zu ändern?

Wie ich diese Frage mir selbst vor Zeiten würde

beantwortet haben, als ich noch Gesundheit, Energie und die vertrauende Seele meiner Jugend besaß, das weiß ich — jetzt aber ist es zu spät. Ich könnte beinahe wünschen, ein Siebenschläfer zu sein oder eine Bärin, um den übrigen Theil dieses kalten, kalten Winters zu verschlafen, und nur mit den ersten grünen Blättern zu erwachen, mit dem ersten warmen Hauch des nahenden Sommers. Ich friere den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch; und wie dem armen Harry Gill schlagen mir immer die Zähne zusammen, dann erglühe ich wieder von Zeit zu Zeit im trocknen, heißen Fieber. Das ist, was meine Dienerin, ein gutes Mädchen aus Oxfordshire, »the hager« die Pest nennt, eigentlich ist es aber das kalte oder schleichende Fieber. Durch die eigenthümliche Lage von Toronto ist diese Krankheit hier im Frühling sehr vorherrschend. Da ich ein Fremder, und noch nicht acclimatisirt bin, hat es mich schon vor der gewöhnlichen Jahreszeit ergriffen. Die Chinarinde ist im Allgemeinen ein unfehlbares Mittel dagegen.

Die Kälte ist jetzt so groß, daß die Tinte im Tintenfaß einfriert, während ich schreibe, und meine Finger um die Feder herum steif werden. Ein Glas Wasser, welches neben meinem Bette steht, und nur einige Fuß weit vom Heerde entfernt ist (auf welchem Blöcke von Eichen- und Ahornholz aufgehäuft sind und die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden), ist am Morgen eine feste Masse Eis. Gott helfe den armen Ein-

wanderern, die noch nicht auf die Kälte der Jahreszeit vorbereitet sind! — Doch ist dieses noch nichts im Vergleich zum Klima der niedern Provinzen, wo, wie wir hören, der Thermometer auf 30° unter dem Gefrierpunkt stand. Ich verliere die Sehnsucht nach Hause zu schreiben, eine Reflexion oder ein Gefühl aufzunotiren; — der Gedanke steht still in meinem Kopfe, wie die Tinte in meiner Feder. Das darf nicht sein! ich muß mich zu einer Beschäftigung herausrütteln, und wenn ich dieselbe nicht von Außen finden kann, so muß ich sie mir aus meinem Innern erschaffen. Wir haben noch vier Wintermonate, und Muße genug etwas vorzunehmen. Was? weiß ich nicht, doch muß diese Zeit verwendet und nicht ganz verloren werden!

Das House of Assembly hält jetzt Sitzung, und die Angelegenheit, welche berathen wird, ist die Appropriation der geistlichen Reserve-Güter, eine Streitfrage, welche sehr wichtig für das künftige Wohl der Colonie und für jeden denkenden Geist sehr interessant ist. Viele Meinungsverschiedenheiten und viele Erbitterung herrschen über diesen Gegenstand, der so oft schon in Berathung gezogen wurde, und noch immer nicht entschieden ist.

Als Ober-Canada sich von der untern Provinz 1791 trennte, wurde ein Siebentheil der Ländereien zur Er-

haltung der Geistlichkeit unter dem Namen »Clergy Reserves« abgetheilt. Die Kirche von England machte, da sie die vom Gesetz eingeführte Kirche war, Ansprüche auf die gänzliche Uebereignung dieser Ländereien. Die Römisch-Katholischen reichten unter den alten Bedingungen, durch welche bei der Eroberung der Colonie für die Erhaltung ihrer Kirche gesorgt war, ihre Ansprüche auch ein, eben so die Presbyterianer in Rücksicht auf ihren Einfluß und die Methodisten wegen ihrer Mehrzahl. Zugleich sandten die Einwohner durch ihre Behörden eine Petition an das Gouvernement, damit das Ganze der Clergy Reserves für Erziehungszwecke bestimmt werden möge, wozu die bisherigen Verwilligungen, welche noch obendrein schlecht verwaltet sind, durchaus nicht hinreichten; doch davon später. Wenn diese Angelegenheit bei der damaligen Sitzung wäre von den Radicalen 1832 entschieden worden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzte Bestimmung hinsichtlich dieser Ländereien prävalirt hätte, welche jetzt aus zwei Millionen Acres (aus den vierzehn Millionen Acres, welche cultivirt sind oder noch cultivirt werden) bestehen und sich vermehren, je nach dem mehr Land von den unermeßlichen, unendlichen Walddistrikten gewonnen wird. Das Gouvernement des Mutterlandes sandte der Regierung hier eine Cession der Kronländereien und eine Empfehlung, die Sache zu entscheiden. Wir haben jetzt ein House of Assembly, welches von der Versammlung im Jahre

1832 sehr verschieden ist, das Uebergewicht ist auf der andern Seite; ich habe jetzt erfahren, daß in Bezug auf diesen Gegenstand drei verschiedene Parteien stattfinden. Erstens die, welche das Ganze dieser Ländereien nur der Erhaltung der Kirche von England zusprechen möchte. Dieses ist eine kleine aber sehr eifrige Partei, welche nicht sowohl auf ihre eigene Ansprüche, als auf die Unrechtmäßigkeit und Unzulässigkeit der andern Ansprüche sich bezieht. Da die Kirche von England, wie der Erzbischof behauptete, die einzige wahre Kirche so wie auch die gesetzlich bestehende ist, so würde die Aufrechthaltung irgend einer andern Religion, oder einer andern Form der Religion auf Staatskosten ein offenbarer Aufruhr gegen die heilige Schrift und gegen das Gesetz sein.

Eine zweite Partei thut dar, daß die Kirche von England nur aus einer kleinen Anzahl von Colonisten bestehe, daß kein Glaubensbekenntniß außer dem der Quäker einen Menschen von der Gesetzgebung eines Staates ausschließen könne, also müsse jede Religion, welche vom Staate geduldet würde, vom Staate auch erhalten werden. Sie schreien gegen die Trennung der Religion von dem Erziehungswesen und bestehen darauf, daß die Reserve-Ländereien, nach der Anzahl der Mitglieder einer jeden Kirche, vertheilt werden sollen, zwischen den Episcopalen, Presbyterianern, Römisch-Katholiken, den Wasleyer Methodisten und den Wiedertäu-

fern. Diese Partei ist zahlreich, aber nicht einstimmig. Sie stimmen zwar alle in der Feindseligkeit gegen die alleinigen Ansprüche der Episcopal-Kirche überein, aber, wie es scheint, auch in weiter nichts; und einige zahlreiche und ehrbare Secten werden von ihnen ganz ausgeschlossen.

Eine dritte Partei, und bei weitem die zahlreichste, verlangt, daß die Erhaltung der Geistlichkeit, wie in den vereinigten Staaten, den willkührlichen Beiträgen der Gemeinden überlassen, und der ganze Ertrag der Ländereien zu der Erziehung des Volkes verwendet werde.

Ich habe nicht lange genug im Lande gelebt, um diese Streitfrage practisch zu beurtheilen, und auf die eigenthümlichen Bedürfnisse und Umstände des Volkes zu beziehen, doch in der Theorie stimme ich jetzt mit keiner Partei überein, sondern begnüge mich allein mit Aufmerksamkeit zu lauschen, was ich um mich herum höre. Was die Petition betrifft, welche dem Gouvernement des Mutterlandes zugeschickt wurde, so war dieselbe eine wahre Quelle für das Ridicul, indem ein Parlament, von welchem viele Mitglieder nicht lesen und viele nicht orthographisch schreiben konnten, eifrig für die Erziehung sprach. Ich habe in der That einige Probestücke von Schrift und Orthographie solcher ehrbarer Mitglieder gesehen (von einflußreichen und wohlhabenden Männern), über die es unmöglich war, nicht zu lachen. Doch fühlte ich keine Neigung, um dem Ridicule beizustimmen,

welches man so freigebig auf diese Schreiber warf. Es schien mir durchaus nicht lächerlich, daß Menschen, welche selbst nicht den Vortheil einer guten Erziehung genossen hatten, doch besorgt waren, dieselbe ihren Brüdern angedeihen zu lassen. Herr H.... erzählte mir neulich, daß in den abgelegenen Städten unter zwanzig bis dreißig Personen nicht Eine lesen und schreiben könne, oder die Mittel besitze, solche Kenntnisse zu erlangen. Als ich das dem Herrn B... wiederholte, welcher ein geborner Canadier und sehr mit dem Lande bekannt ist, und als ich ein ungläubiges Gesicht dazu machte, rief er lachend aus: »Nicht einen unter zwanzig bis dreißig, Madame? nicht einen unter siebenzig!«

Die Frage als eine bloße Parteiangelegenheit konnte mich nicht interessiren, doch die seltsamen, rohen, unwissenden, oberflächlichen Meinungen, welche ich in den Conversationen hörte und in den Debatten und Provinzial=Zeitungen las, erregten mein Erstaunen. Es fiel mir ein, daß, wenn ich die Vorrede von Victor Cousins Bericht, von welchem ich eine Copie habe, in einer wohlfeilen Gestalt könnte drucken lassen, und einige statistische Berechnungen und einige Stellen aus Dupins Bericht über die Erziehung von den Kindern der ärmern Classen hinzufügte, viel Gutes damit gethan würde; — man könnte dem Volke dadurch zu einigen allgemeinen Grundsätzen verhelfen, um seine Meinungen hiernach zu bilden — während dieselben mir jetzt alle irrig scheinen. Nichts,

was in Europa über diesen wichtigen Gegenstand ist veröffentlicht worden, war bis zu ihnen gedrungen, und die Kürze und Klarheit dieser kleinen Vorrede, welche die Wichtigkeit eines Systems der Nationalerziehung auseinandersetzt, und einige allgemeine Wahrheiten ohne Beimischung irgend einer politischen und sectirischen Nebenabsicht, würde, wie ich dachte und hoffte, demselben eine günstige Aufnahme verschaffen. Doch nein! Kaltes Wasser wurde von allen Seiten auf mich gegossen —, mein Einfluß auf irgend eine Weise war so sichtlich unangenehm, daß ich mit manchem Seufzer meinen Plan aufgab, und ich fürchte, ich werde es immer bereuen. Es ist wahr, ich bin noch ein Fremdling, hülflos an Mitteln und meinen Weg durch ein geselliges System, von welchem ich wenig mehr als nichts weiß, — nur dunkel herausfühlend. Ich hätte vielleicht mehr Uebel stiften können als Gutes, wer weiß? und die Wahrheit wird doch am Ende siegen, aber die Wahrheit scheint so viel Schwierigkeit zu finden, um den Atlantischen Ocean zu überschiffen, daß man denken möchte, sie sei die arme Katze in der Fabel, welche fürchtet, sich die Füße naß zu machen.

Ein Unfall von Krankheit und Fieber, welcher vier Tage gedauert, ist wieder vorüber, ich bin dadurch aber untauglicher, schwächer und niedergeschlagener als je.

Herr Campbell, Schreiber der Assisen, hat mir höflicher Weise angeboten, mich in seinem Schlitten zum Niagara zu fahren. Der gute Herr Campbell! Ich habe den Mann noch nie in meinem Leben gesehen, doch im Uebermaß meiner Dankbarkeit bin ich bereit, ihm alles Gute zuzutrauen. Mein Herz erstarb in mir, und sehnte sich nach irgend einer Veränderung, nach irgend einer! Ich glaube aus derselben Art von Instincte, welcher das verwundete Thier in den Wald treibt, um die Kräuter aufzusuchen, welche es heilen sollen. Denn hier ist Dr. R., welcher mir versichert, daß ein Wechsel der Luft das Einzige sei, was mir gut thun könnte. So ist es denn bestimmt, daß am nächsten Dienstag früh um acht Uhr ich bereit sein werde, Hrn. Campbells Schlitten zu besteigen. Fünf Tage! noch fünf mal vierundzwanzig Stunden Frost und Schnee von Außen, und die monotone Einsamkeit im Innern — und meine Fähigkeiten, meine Finger und meine Tinte sind eingefroren. »So langsam und nutzlos rollen die Augenblicke dahin.«

Langsam? — Ja; aber warum nutzlos? das wäre gewiß meine eigene Schuld.

Den 21sten Januar.

Seit gestern und heute ist eine Abnahme in der großen Kälte eingetreten. Der Thermometer ist über den Gefrierpunkt.

Ich fange an mich zu schämen, daß ich nur von müssigen und nutzlosen Tagen erzähle, und begreife, was jene unglücklichen Geschöpfe leiden müssen, welche immer ohne Interesse und ohne Beschäftigung dahin leben. Was ist das für ein Leben?

Für mich ist es etwas Neues, denn ich bin nie bis zum Tod ennuyirt gewesen, außer in der Einbildung. Es ist gleich der altmodischen Tortur, welche von jener liebenswerthen Person, der Königin Elisabeth, eingeführt wurde. Eine gewisse schwere Last wird auf die Brust des Verbrechers gelegt, und alle Tage nach und nach vermehrt, bis das Leben mit dem Herzen zerdrückt ist. Nun gut! — Geduld und Resignation sind ja noch immer zur Hand. — Aber die Geduld jenes jungen Cherubim mit rosigen Lippen scheint die Züge der strengen Nothwendigkeit angenommen zu haben, und statt einen Engelsgesang zu singen, rasselt er mit Ketten an meinem Ohr, und die Resignation kommt in einer Gestalt, welche mich an Ottiliens Definition erinnert: »Resignaion, meine Liebe, ist nur die Verzweiflung, welche die Leute nicht schlägt.« Da bleibt aber noch die Pflicht, welche noch mehr ist, als die Liebe, »der Stern, welcher jedem wandernden Boten leuchtet, auf den Sturm herabblickt, und nie erschüttert wird.«

Die Pflicht ist das aufrechthaltende Gesetz, durch welches der Schwächste stark wird, und ohne die jede Kraft unstät ist wie das Wasser. Kein Charakter, und

wenn er auch noch so harmonisch gebildet und noch so reich begabt ist, kann vollendet sein ohne dieses inwohnende Princip; es ist der Mörtel, welcher das ganze moralische Gebäude zusammenhält, und ohne welchen alle Macht, Güte, Intelligenz, Wahrheit, Glück, ja selbst Liebe keinen Bestand haben können; ohne diesen sinkt der ganze Bau unserer Existenz zusammen, und versetzt uns in die Mitte einer Ruine, wo wir über unsern eigenen trostlosen Zustand erstaunen.

Den 21sten bis 22sten Januar.

Als ich meine deutschen Bücher diesen Morgen ordnete, fiel ich auf Correggio von Oehlenschläger, und auf die Schuld von Müllner, und ich las beide mit vieler Aufmerksamkeit. Das erste gefiel mir besser, das letztere fiel mir weniger auf, als vor einem Jahre, wo ich beide zum ersten Mal las.

Man kann an Nichts mehr zweifeln, seitdem »Jon« so viel Beifall erndtete. Doch würden Sie es für möglich halten, daß Correggio in England aufgeführt und mit einem Beifall empfangen würde, der dem, welchen dieses Trauerspiel in Deutschland fand, nur im Geringsten gleich käme. In England könnte es in der That ein passendes Publikum finden, obgleich nur ein kleines, würde es aber dasselbe Mitgefühl erwecken? — würde es selbst mit der gewöhnlichen Geduld von einem

so gemischten Publikum ertragen werden, wie das war, welches sein erstes Erscheinen in Deutschland begrüßte?

Hier ist ein Trauerspiel, dessen vorherrschendes Interesse nicht niederer Ehrgeiz ist oder Stolz der Könige, weder Liebe, noch Furcht, noch Mord, noch die Nebenbuhlerschaft von Prinzen, noch der Fall von Dynastien, noch irgend eine der gewöhnlichen Formen tragischer Begebenheiten, — sondern die Kunst, die hohe Kunst — und deren Macht, in der Seele des Einzelnen entfaltet, und deren Einfluß auf die Geister der Andern. Diese Idee ist im Charakter des Correggio verkörpert, jedoch ist er kein fingirter Charakter, sondern vollkommen individualisirt.

Alle jene Züge seines Lebens und seine besondern Gewohnheiten und Anlagen, welche durch Tradition zu uns herübergekommen, sind sehr sorgsam beibehalten, und das Resultat davon ist ein bewunderungswürdiges Portrait des Künstlers und des Mannes. Seine Freundlichkeit, seine Zärtlichkeit, seine Bescheidenheit, sein sanfter, liebender, bescheidener Charakter werden alle mit außerordentlicher Zartheit berührt. Der Ausbruch des edlen Selbstvertrauens, mit welchem er ausruft, nachdem er Raphaels heilige Cäcilie angestaunt hat: Anch'io sono Pittore ist sehr schön angebracht. Francia wurde durch den Anblick des seltenen Bildes heim in sein Bett und in den Tod gesandt, so heißt es wenigstens. Aber Correggio war nicht der Mann, der über eines andern Vortrefflichkeit sterben konnte, obgleich er sehr oft seine

eigene bezweifelte. Die Anekdote von Correggio, als er von der Raubgier und Rachsucht eines Räubers gerettet wurde dadurch, daß er sich auf eines seiner Gemälde berief, und die Geschichte, daß er seinen Apotheker mit einem seiner schönsten Bilder bezahlt habe, sind auch wirkliche Begebnisse aus dem Leben des Malers, welche mit dem pittoreskesten Effect eingeführt sind.

Diejenigen, welche durch die Wälder des katholischen Deutschlands und durch Italien gereiset sind, haben gewiß oft eine Madonna oder Magdalene in einem großen Rahmen an dem knotigen Stamme irgend einer Eiche befestigt gesehen, welche den Pfad beschattet. Grünes Gras wächst rings umher, ein frommer Kranz von wilden Blumen ist über das rohe Heiligenbild aufgehängt, und davor ist ein kleiner Raum, ausgehöhlt von den Knien der Reisenden, welche von ihrer Reise sich seitwärts gewendet haben, um im kühlen Schatten auszuruhen und ein Ave Maria oder ein Ora pro nobis zu beten. Ich erinnere mich sehr wohl, einst auf einem wilden Waldwege bei Vollbrücken in Oberöstreich, eine solche Madonna gesehen zu haben. Zwei kleine halbnackte Kinder und ein riesiger, schwarzbärtiger Holzmacher knieeten davor, und aus der Ferne tönten die Gesänge einiger Bauern, welche bei der Erndte beschäftigt waren, herüber. Die Magdalene von Carreggio, dieselbe, welche sich jetzt in der Dresdner Gallerie befindet, und in unzähligen Abdrücken und Copien durch die ganze

Welt verbreitet ist, wird ohne irgend eine allzugroße Anstrengung der Wahrscheinlichkeit an solch' einem Orte dargestellt. Auch werden wir nicht über die Identität dieses Bildes in Zweifel gelassen, denn es ist in drei oder vier sehr schönen Zeilen beschrieben. Sehr schön ist, wie Correggio, als er dem alten Eremiten sein Werk überreicht, dasselbe erklärt:

»Ein sündhaft Mädchen, das mit Reu' und Angst
Wie ein gescheuchtes Reh zum Dickicht floh,
Um der Nachstellung ferner zu entgehen;
Doch ist es schön von einem Weibe, mein' ich,
Einmal gefallen, wieder sich zu heben;
Es giebt sehr wen'ge Männer, die das können.«

Und Sylvester stellt die schöne Gestalt, in Worten gemalt, vor uns:

— Welch' schönes Gemälde:
Der dunkle Schattenwald, die blonden Haare,
Die weiße Haut, das himmelblau' Gewand,
Die Jugendfülle und der Todtenkopf,
Das Weiberhafte und das große Buch;
Ihr habt mit vieler Kunst die Gegensätze
In schöner Harmonie hier aufgelös't.

Die Art, in welcher Correggio seinen Kummer ausdrückte, als er sich von seinem Bilde trennt, ist eben so natürlich, als schön:

Die Dichter haben's gut; sie können immer
Die Kinder alle in der Nähe haben.
Der Maler ist ein armer Vater, der
Sie in die weite Welt aussenden muß.
Da müssen sie nachher sich selbst versorgen.

Um Correggio herum gruppirt, in jeder Art von Harmonie und Contrast, finden wir eine Verschiedenheit von Figuren, welche genugsam markirt sind, jede in sich selbst vollendet, und alle behülflich, den Haupt-Effekt durchzuführen, die Apotheose nämlich des Künstlerhelden.

Auch hat Oehlenschläger diese Tragödie nicht zum Vehikel bloßer Deklamation bestimmt, oder um irgend ein besonderes System der Kunst oder irgend eine Art von Grundsätzen aufzustellen. In Michel Angelo und Giulio Romano finden wir zwei Künstlerseelen, welche eben so sehr von einander verschieden sind, als von Antonio Correggio selbst. Der hochmüthige, strenge, arrogante, aber edelmüthige, großartige Michel Angelo kann nur mit Schwierigkeit dahin gebracht werden, eine Art und Weise, die so von der seinen verschieden ist, zu schützen oder nur eines Blickes zu würdigen, und donnert seine Regeln wie ein olympischer Jupiter herab. Der heitere, vertrauende, freigebige Giulio Romano ist weniger ausschließlich, wenn auch weniger streng großartig in seinem Geschmack. Die reiche Anmuth des Correggio, die Vereinigung des rein Natürlichen mit dem rein Idealen bei seiner Auffassung des Schönen zeichnet ihn wieder vor den beiden andern großen Meistern aus. Der Einfluß, den die Kunst auf verschiedenartig constituirte Gemüther ausübt, ist in der zärtlichen Gattin des Correggio dargethan, das Lieblings-Modell zu seinen Madonnen; so wie im alten Eremiten Sylvestro;

in der hochgebornen, schönen, enthusiastischen Cölestine, welche den Lorbeerkranz auf die Stirn des schlafenden Malers drückte; in dem Bauermädchen Lauretta, welche den vor Durst Verschmachtenden zu trinken reicht, im reuigen Räuber; und dem sorglosen jungen Nobile, der die Kunst seiner Eitelkeit und seinen Leidenschaften dienstbar hält, so wie in dem gemeinen Schurken des Stückes, Battista, welcher der Einzige ist, der ganz unempfindlich gegen den Einfluß der Kunst bleibt. — Alle diese bilden eine so schöne Gruppe, welche so meisterhaft durchgeführt wird, als man es je in der dramatischen Literatur finden kann. Dann giebt es so reizende Anklänge des Gefühls, so schöne Stellen und Beschreibungen, so wie Aphorismen über die Kunst, welche die Phantasie ergreifen und sich an das Gedächtniß anklammern! während die Hindeutungen auf gewisse wohlbekannte Bilder, indem dieselben durch einige ausdrucksvolle und charakteristische Worte vor unser geistiges Auge gestellt werden, für den Kunstliebenden sehr anziehend sind.

Die Veranlassung, welche als Ursache von Correggio's Tod dargestellt wird, beruht auf einer Tradition *),

---

*) Die des Vasari, welcher bestätigt, daß er in großer Armuth starb; daß, als er in Parma eine Bezahlung von sechzig Kronen erhalten, man dieselbe ihm diebischer Weise in Kupfer auszahlte, und er die Stadt Correggio mit der Last auf dem Rücken verließ im Eifer, seiner Familie aus der Noth zu helfen, und zufolge dieser An-

welche spätere Nachforschungen für sehr problematisch ausgewiesen haben. Es bleibt aber unwiderlegt, daß er arm lebte und arm starb, — daß seine Gesundheit schwach und zart war, und sein Leben zurückgezogen und tadellos; und die Katastrophe war so lange im Umlauf und wurde geglaubt, daß der Dichter wohlgethan hat, sich an die allgemeine Tradition zu halten. Im Augenblick, wo Correggio stirbt, kommt ein Bote vom Herzog von Mantua an mit reichen Anerbietungen seiner Gönnerschaft. Er kommt zu spät, die Kunst und die Welt sind Erben des großen Genies; seine arme Familie folgt ihm gebrochenen Herzens zum Grabe.

Die Schuld von Müllner bringt keine solcher überwältigenden Wirkungen auf die Einbildungskraft hervor, wenn man sie zum zweiten Mal lies't; wir werden zu sehr von dem Interesse der Geschichte angezogen, doch in einer Hinsicht hat es mich noch mehr ergriffen, als das erste Mal. Hugo sagt:

Mich dünket, nie
Sollten Nord und Süd sich küssen!

Und durch dieses ganze schöne Stück hindurch wird der Geist des Nordens mit dem Geiste des Südens in

---

strengung starb. Lanzi und andere seiner Biographen glauben diese Geschichte nicht, und haben deren Unwahrscheinlichkeiten aufgestochen. Was auch die Veranlassung seines Todes sei, so lassen die Ausdrücke des Annibal Carracci auf Vernachlässigung und Armuth schließen

schönem aber fürchterlichem Contraste dargestellt. Die Leidenschaften, welche das Grundwerk des Stückes ausmachen, werden in den Palästen und unter den Orangenhainen des glühenden Südens vorbereitet. Die Katastrophe entwickelt sich inmitten der Wüsten und Fichtenwälder des Nordens, und im blonden, stillgemüthlichen, aber heroischen scandinavischen Mädchen Jerta, und in der dunkeln, leidenschaftlichen Elvira haben wir den personificirten Begriff des Nordens und des Südens.

Ist es Ihnen nie eingefallen, daß Coleridge dieser Tragödie gedacht haben muß, als er seine „Reue“ schrieb?

Wie kann eine leichte Berührung des äußersten Ringes uns durch die ganze Kette von Erinnerungen und Ideen-Verknüpfungen hindurch führen! Ein Wort, ein Name hat mich von Toronto nach Wien versetzt; was für ein Flug! was für ein Contrast! er versetzt selbst die Phantasie außer Athem. Habe ich ihnen je Madame Arneth genannt? Als die Schuld in Wien gegeben wurde, spielte sie die scandinavische Jerta, und ich habe den Effekt ihrer Darstellung in seiner charakteristischen Reinheit und Ruhe und milder intellectueller Schönheit mit dem »Mondschein auf einem Schneeballenkranz“ vergleichen hören, — ein Vergleich, welcher mir einen lebhaften Eindruck der Wahrheit gab; Madame Arneth war selbst der blonden ernsten Jerta nicht unähnlich.

Die Streitfrage ist schon oft aufgestellt und oft be-

stritten worden; ich bin aber geneigt, die Meinung zu behaupten, welche ich schon irgendwo ausgesprochen habe, daß in dem Berufe einer Schauspielerin nichts liegt, was mit der Achtung, die den Frauen zukommt, unvereinbar wäre, oder mit der Ausbildung jeder weiblichen Tugend, wie mit der Ausübung jeder Pflicht des Privatlebens. Ich habe mit Leuten darüber gesprochen, welche anders denken und doch fortfahren, das Theater als ein Vergnügen zu besuchen, und als eine Quelle geistigen Genusses und der Ausbildung, und dieses halte ich für einen Abfall von Grundsätzen — welcher an und für sich selbst unrecht ist und auch obendrein die Veranlassung zum Unrecht. Die Liebe zu dramatischen Vorstellungen, zur Nachahmung liegt in den Elementen der menschlichen Natur. Wir finden dieselbe in Kindern, in den Wilden, in allen Zeitaltern, bei allen Nationen. Wir können es nicht ändern, es ist nun einmal so. Daß die Stellung einer Schauspielerin zuweilen eine falsche ist, — ja vielleicht selbst eine gefahrvolle für ein weibliches Wesen, das ist nicht die Schuld des Berufes, sondern die Wirkung der öffentlichen Meinung über diesen Beruf. Wenn die Mode oder das conventionelle Gesetz oder die öffentliche Meinung etwas für unschicklich erklärt — was sie nicht als unrecht beweisen kann — wenn sie beschimpft, was sie zugiebt, befördert, was sie verdammt, und sich dann doch darüber entzückt! Ist es da ein Wunder, wenn aus jenen unsinnigen, barba-

rischen Inconsequenzen eine ganze Schaar von Mißbräuchen und Mißgriffen entsteht? Was die Ansicht betrifft, daß das Bühnenspiel als Profession nicht mit weiblicher Tugend und Sittlichkeit zusammen bestehen könne, so ist dieselbe nicht allein eine Beleidigung für die achtungswerthen Frauen, welche die Bühne geziert haben und noch zieren, sondern auch für das ganze Menschengeschlecht; ich erröthe darüber aus Empörung. Diejenigen, welche nicht nachdenken, und deren giebt es sehr viele in der Welt, deuten auf die vielen Beispiele, welche für die entgegengesetzte Meinung angeführt werden können; sie haben mich dadurch oft im Augenblick des Streitens in Verlegenheit gesetzt, aber nie nach genauer Beobachtung und Untersuchung. Und mit Berücksichtigung anderer Fehler, welche mir vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachtet nicht geringer erscheinen, sehe ich nicht ein, warum solche Beispiele nothwendiger Weise mit der Profession des Bühnenspiels in Verbindung stehen sollten. Eitelkeit, Eifersucht, Selbstsucht, Intriguengeist, die krankhafte Wirkung übergroßer Aufregung, sind nicht nur auf Schauspielerinnen beschränkt. Wenn die Frauen, welche sich in dieser Stelluug befinden, der Vorsicht und der Würde bedürfen, um die Versuchung abzuweisen, und der Selbstbeherrschung, um derselben zu widerstehen, und einige Kenntnisse ihres körperlichen Zustandes und der Verbindlichkeiten, welche ihre Profession ihnen auferlegt, um ihre Gesundheit, die phy-

sische sowohl als die moralische zu schonen, so bedürfen sie doch nur das, was alle Frauen haben sollten, dessen jede Frau bedarf, in was für einer Lage sie sich auch befinden möge. Doch wir wollen zu Madame Arneth zurückkehren.

Vor drei Jahren lebten in Wien drei berühmte Schauspielerinnen; alle drei schön, jung und begabt. Sophie Müller wurde mir zuerst von Schlegel genannt; er sprach mit Entzücken und Bewunderung von ihr, als von der glücklichsten Darstellerin einiger shakspearischen Charaktere, welche man je in Deutschland gesehen, und es scheint, als habe sie einen unauslöschlichen Eindruck auf diejenigen zurückgelassen, welche sie die Chrimhilde in den »Niebelungen« spielen sahen. Sie war von Bewunderern umringt, doch habe ich nie gehört, daß irgend einer von diesen sich des kleinsten Vorzuges hätte rühmen können, durch den sie ihn von den andern ausgezeichnet habe. Streng gegen sich selbst, ihrer Kunst ergeben, welche sie sehr emsig studirte, concentrirte sich ihr Ehrgeiz ganz in derselben. Zu gleicher Zeit erfüllte sie alle Pflichten einer Tochter gegen einen alten Vater, und die einer Mutter gegen eine Familie von jüngern Brüdern und Schwestern, und ihr Haus war ein Muster der Ordnung und der Sitte. Sie starb 1830.

Nicht lange vorher starb Anna Krüger, eben so tadellos in ihrem Betragen und ihrem Rufe als Frau, doch in anderer Hinsicht sich selbst und ihr eigenes Interesse

vernachlässigend. Sie war im hohen Grade frei von Selbstsucht und Eifersucht, wohlthätig, gutmüthig und von aller Welt geliebt. Ihre Darstellung der muthigen und heroischen Charaktere, in Lust- und Trauerspielen wurde mir immer als sehr schön gerühmt. Schillers Jungfrau von Orleans war ihre Hauptrolle.

Die dritte war Antoinette Adamberger, jetzige Madame Arneth, und ich bin so glücklich und auch stolz darauf, sie unter meine Freundinnen rechnen zu können. Ihr früherer Name kann Ihnen nicht unbekannt sein, denn sie hat durch ganz Deutschland eine theuere, wenn auch traurige Berühmtheit erhalten, und ist unzertrennlich mit der Literatur ihres Vaterlandes verknüpft, als Braut von Theodor Körner, der Dichterheld des Befreiungskrieges. Erst nachdem wir einige Zeit mit einander vertraut waren, erwähnte sie Körners gegen mich. Eines Abends, als wir allein zusammen saßen, erzählte sie mir mit tiefem Gefühl und mit Herders Einfachheit die Einzelnheiten ihres ersten Begegnens mit ihm und die Umstände ihres Verhältnisses. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß sie zu jener Zeit eine Lieblingsschauspielerin auf dem Hoftheater war, und sich mehr in den Rollen auszeichnete, welche Zartheit, Anmuth und Würde verlangten, als in denen, wo Kraft und Leidenschaft erforderlich waren. Thekla im Wallenstein, und Jerta in der Schuld wurden für ihre Meisterrollen erklärt.

Von ihrem Urtheil als Künstlerin konnte ich mir

einen Begriff machen durch die Analyse (zu welcher ich sie veranlaßte) von der Beatrice in Schillers Braut von Messina, einer Rolle, in welcher sie, wie man sagt, sich selbst übertraf, und welche an Zartheit und Grazie mit der Perdita zu vergleichen ist. Die passive Schönheit und Kraft von Schillers Auffassung zu analysiren, dazu gehörte ein richtiger und guter Geschmack, und um dieselbe mit so viel Glück und Wirkung darzustellen, bedurfte es einer jugendlichen, zarten Gestalt. Doch konnte Madame Arneth vielleicht in ihren Jugendjahren, als sie die Beatrice so göttlich spielte, den Charakter derselben nicht so gut analysiren als später, wo ihr gereiftes Urtheil und ihr gebildeter Geschmack sie befähigte, über ihre eigene Auffassung nachzudenken. Dieses ist aber eine Abschweifung von meinem Gegenstande, denn es sind die moralischen Eigenschaften, nicht die intellectuellen Kräfte der Schauspielerinnen, welche ich vertheidige.

Theodor Körner kam 1813 nach Wien und brachte den grünen Domino mit, welcher expreß für Anna Krüger und Antoinette Adamberger geschrieben war. Diese zwei jungen Frauen, obgleich von so ganz verschiedenen Charakteren, waren sich in zärtlicher Freundschaft zugethan, und jede empfand die aufrichtigste Bewunderung für das Talent der Andern. Man hat mir gesagt, daß es entzückend gewesen wäre, sie beide in demselben Stücke spielen zu sehen, da das vollkommene Einverständniß,

welches zwischen ihnen obwaltete, eine Harmonie und Realität hervorbrachte, welche das Publikum fühlte, ohne sie deutlich zu merken. In der Zeit von Körners Ankunft war Antoinette krank in Folge des strengen Winters, und die Probe des grünen Domino wurde von Zeit zu Zeit aufgeschoben, von Woche zu Woche, bis Körner ganz ungeduldig wurde. Damals war er noch nicht bei Antoinette eingeführt, und man vermuthete, daß die Schönheit der Anna Krüger ihn gefesselt habe. Endlich wurde die Genesung der ersten Schauspielerin angekündigt; der Tag der langverschobenen Probe kam, und die Mitspielenden waren in dem grünen Zimmer versammelt.

Nun hatte es sich aber zugetragen, daß in der Zeit der letzten Kaiserin *) die Aufführung von Maria Stuart von Schiller war verboten worden, weil Ihre Kaiserliche Majestät sehr scandalisirt waren über die unanständigen Streitscenen zwischen der Königin Elisabeth und der Königin Maria und vorzüglich über die Katastrophe der Letztern; sie hielt das Stück für sehr gefährlich und ehrenrührig für alle gekrönten Häupter, vorzüglich für die weiblichen. Nach ihrem Tode hoffte man dieses Verbot aufgehoben zu sehen, und die Schauspieler reichten eine Petition zu diesem Zwecke ein. Der Kaiser verweigerte es jedoch bestimmt unter dem Vorwande,

*) Maria Therese Caroline von Neapel, welche 1807 starb.

daß er der Kaiserin versprochen habe, niemals diese Vorstellung zu erlauben. Diese abschlägige Antwort war eben angelangt; das ganze dramatische Corps war in einer Art von Aufruhr und überdies in verschiedene Meinungen getheilt. Körner vorzüglich war in einem förmlichen Fieber von Indignation und sprach laut und in nicht sehr gemessenen Ausdrücken gegen das Edict, welches das Publikum eines Meisterstückes von Schiller beraubte, bloß aus Anhänglichkeit an die Capricen einer alten Frau, welche jetzt begraben u. s. w. Die größte Zahl der Gegenwärtigen stimmten mit ihm überein. Der Streit hatte den höchsten Punkt erreicht, als Antoinette eintrat, noch schwach von ihrer letzten Krankheit, und in Pelz-Mänteln eingehüllt. Ihre Gefährten versammelten sich um sie herum mit Glückwünschen und Liebesbezeigungen, und bestanden darauf, daß der Gegenstand des Streites der »Toni« vorgetragen werden sollte; Körner stand während dem in stolzem Schweigen; er war noch nicht vorgestellt worden. Als die Sache vorgetragen und die Meinung der Majorität ihr heftig dargelegt war, erwiederte sie in ihrer freundlichen Weise: »Ich will mir nicht anmaßen, den Schaden zu beurtheilen, den dadurch das Publikum erleidet, noch was sich für und gegen die Sache selbst sagen läßt; es ist eine einfache Frage zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Falschheit. Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, daß wenn ich einer geliebten Person, oder

irgend Jemandem ein Versprechen gegeben hätte, so würde ich es halten, so lange als ich lebte, und der Tod dieser Person würde das Versprechen nicht weniger bindend, ja wohl noch bindender für mich machen, und wo möglich noch heiliger.«

Dieses einfache Hinweisen auf Grundsätze und Treue machte Alle verstummen. Körner sagte nichts mehr, aber seine Aufmerksamkeit war gefesselt, und, wie er später selbst erzählte, von diesem Augenblick liebte er sie. Seine Gefühle waren ihr schon zugethan, ehe er noch in ihre Augen gesehen hatte, und es ist kein Wunder, daß diese Augen, als sie sich ihm enthüllten, seine Eroberung vollendeten.

Nach einigen Wochen waren sie verlobt, und einige Monate später brachen die Freiheitskriege aus, und Körner schloß sich den Freiwilligen an. Sein Schicksal ist bekannt. Jung und schön, ein Dichter und ein Held, liebend und in der vollen Sicherheit geliebt zu sein, des Lebens schönste Ideale und reinste Neigungen frisch in Herz und Kopf, so starb er; — ein Miniaturbild Toni's wurde in seinem Busen gefunden, neben einem kleinen Taschenbuch, in welchem er »das Schwertlied« aufgezeichnet hatte; das erstere war von der Kugel zerschmettert worden, welche sein Herz gefunden hatte, das zweite war mit seinem Blute befleckt; ich habe es gesehen und in meiner Hand gehalten! Auch werden Sie es nicht glauben, daß drei oder vier Monate nachher, als Antoinette

genöthigt war, ihre Berufspflichten wieder zu erfüllen, die erste Rolle, die ihr befohlen wurde zu spielen, die der Thekla war *). Umsonst bat sie, daß man ihrem Herzen, welches noch über den Verlust blutete, diesen Schmerz und diese Kränkung ersparen möge. Je größer ihr Widerwille, desto größer mußte ja die Wirkung sein, welche auf die Neugierde und das Mitgefühl des Publikums hervorgebracht werden sollte. — Dieses war, wie ich vermuthe, die kalte Berechnung der Direktion. Sie wurde nicht dispensirt, und nach der Scene, in welcher der schwedische Obrist an Thekla den Tod ihres Geliebten erzählt, wurde die arme Antoinette beinahe leblos von ihrer Tante von der Bühne weggetragen, und kam nur wieder zu sich, um sich Ausbrüchen der Verzweiflung und der Indignation zu überlassen, welche ihre Vernunft bedrohten.

Madame Arneth ist außerordentlich ruhig und einfach in ihrem Wesen, und es sind mehr als zwanzig Jahre her, seit sie so verletzt und gemartert wurde; als sie aber diesen Theil ihrer Geschichte berührte, ward sie nach und nach so von der innern Bewegung erschüttert, daß sie an allen Gliedern zitterte und ihre Hand vor die Augen hielt, aus welchen die Thränen strömten, trotz ihrer Anstrengung, dieselben zurückzuhalten. Und diesem, werden

*) Man wird sich erinnern, daß der Tod von Theodor Körner dem des Max Piccolomini gleich war.

Sie sagen, konnte eine Schauspielerin ausgesetzt werden! Ja, und ich erinnere mich noch eines Beispiels, welches eben so grausam und empörend war, und wo eine junge und bewunderte Schauspielerin eben so im Todeskampf des Widerwillens vor das Publikum getrieben wurde. Doch fahre ich fort zu behaupten, daß solches Preisgeben nicht allein auf die Profession der Bühne beschränkt ist; jede Frau ist demselben unterworfen, in ihrer conventionellen Stellung. Eine Frau kann wider ihren Willen zum Altar geführt, in einem frechen Blatte an den Pranger gestellt werden; eine englische Matrone kann aus ihrem Privatleben vor einem Gerichtshof geschleppt werden, hülflos und schuldlos, voll Schaam und Verzweiflung dem öffentlichen Widerwillen oder Wohlwollen ausgesetzt. Wenn solch eine Scene möglicher Weise vorfallen kann, so ist die eine Bühne nicht schlimmer als eine andere.

Antoinette hatte erduldet, was eine Frau von ruhigem aber stolzem Charakter nie vergessen und vergeben kann. Sie hatte sich vorgenommen, die Bühne zu verlassen, und es gab nur eine Art, auf welche sie dieses mit Ehren thun konnte. Vier Jahre nach Körners Tode heirathete sie Herrn Arneth, einen der Directoren des kaiserlichen Museums, ein gelehrter und liebenswürdiger Mann, der viel älter war als sie *), und mit dem sie glücklich lebte.

---

*) Madame Arneth ist jetzt Vorleserin der verwittweten

Ehe ich Wien verließ, überreichte sie mir ein Buch, welches Körner ihr gegeben hatte. Es enthält seine Handschrift und die Trauerspiele, welche er für sie geschrieben: »Die Toni«, »der grüne Domino« und noch andere. Ich rief unbedachtsamer Weise aus: »O, wie können Sie sich davon trennen?« und sie erwiederte mit sanftem Ernst: »Als ich einen würdigen Mann heirathete, der mich liebte und mir vertrauete, da nahm ich mir vor, daß das Herz nicht mehr schwanken sollte zwischen vergangenen Erinnerungen und gegenwärtigen Pflichten; da legte ich dieses und alle Gegenstände, welche mit jener ersten Periode meines Lebens in Verbindung standen, ganz bei Seite, und habe sie seitdem nicht wieder angesehen. Nehmen Sie es hin und glauben Sie mir, daß es selbst jetzt besser ist, wenn es in Ihren Händen ruht, als in den meinigen.« Und die meinen soll es nie verlassen.

Kaiserin, und hat die Leitung einer Schule unter sich, welche von der Kaiserin für Soldatenkinder ist gegründet worden. In Oestreich dürfen in jeder Compagnie nur zwei Soldaten verheirathet sein, und die weiblichen Kinder dieser Ehen sind gewissermaßen von Kindheit auf für Armuth und Schande bestimmt. In der Schule unter Madame Arneths Direction fand ich 1835 fünf und vierzig wohl erzogene und gesunde Kinder. Gewiß ist das Gute, welches solch ein Institut gründet, sehr lobenswerth, was sollen wir aber über das System sagen, welches ein solches Institut nöthig macht?

Madame Arneth beschrieb mir einst das schöne Spiel der Schröder in der Medea, als sie dieselbe mit ihren eigenen Kindern aufführte. Sie behandelte diese jedoch mit wilder Rauheit, und als man ihr das vorstellte, sagte sie: die Kinder wären ihr eigen, und sie könne damit machen, was ihr beliebe. »Das war gewiß ihre Sache,« sagte Madame Arneth, »doch hätte ich um die ganze Welt mich nicht meinen Kindern in solch einer Rolle gezeigt.«

Ist das nicht eine Frau, welche alle Liebe, Achtung und Ehrerbietung verdient? und ist das nicht die Ansicht von Pflicht, welche der Leitstern für jeden »schwankenden Nachen« ist oder sein sollte?

So habe ich denn zwei lange Tage hinweggelesen und hinweggeschrieben. Der Vorabend meiner Excursion ist endlich herangekommen. Ich sehe mit kindischer Ungeduld und Vergnügen dem morgenden Tage entgegen. Das Wetter ist sehr drohend, doch ich werde den Niagara in seiner ganzen Winterpracht sehen, ein Anblick, welcher Wenigen gewährt ist. O, in diesem Augenblick beneide ich Euch nicht um das blaue Mittelländische Meer, noch um den Sonnenhimmel und die Orangenhaine Eurer südlichen Inseln.

Merrily dash me o'er valley and hill,
All but the sleighbell is sleeping and still;
O bless the dear sleighbell! there's nought can compare,
To its loud merry tones as they break on the ear.

Our horses are staunch, and they dash o'er the snow;
Our bells ring out gaily the faster we go;
The night breezes sing with an answering swell
To the melody rude of the merry sleigh-bell.

Canadisches Lied.

Um halb acht Uhr hielt Herr Campbell vor meiner Thür, in einem sehr hübschen bequemen Schlitten, in Gestalt einer kleinen Barutsche mit aufgeschlagenem Verdeck. Ich wurde ganz in Pelzen begraben; eine Decke von den gütigsten Händen für mich aus der feinsten Wolle gestrickt, reich an Farben und eben so leicht und elastisch als warm, wurde um meine Glieder geschlagen, Büffel= und Bärenfelle wurden darauf gehäuft, und jeder Hauch der äußern Luft auf alle mögliche Art und Weise ausgeschlossen. Herr Campbell lenkte selbst seine Schimmel, und so geschützt und ausgestattet flogen wir hinweg, im eigentlichen Sinne des Wortes, durch den Wind auf der spiegelglatten Bahn dahingetrieben.

Ich glaube, ohne diese Reise würde ich mir die erhabene Trostlosigkeit eines nördlichen Winters nie haben vorstellen können, und sie hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Erstens schien die ganze Atmosphäre in Schnee verwandelt, welcher in dicken, festen, sternartigen Flocken herabfiel, bis die Büffelbekleidung und die Pelze

um uns herum wie Schwanendaunen aussahen, und das Geschirr der Pferde demselben zarten Stoff glich. Die ganze Erde war eine weiße Fläche. Der Weg, auf welchem die Spur des Schlittens gerade nur angegeben war, lief meilenweit in gerader Linie; auf beiden Seiten erhoben sich düstere melancholische Tannenwälder, schwermüthig schlummernd in der nebligen Luft. Zwischen uns und dem äußersten Rande des Waldes waren häufig Strecken von gelichtetem oder halbgelichtetem Boden, welcher von den verkohlten Stummeln und versengten Stämmen einst schöner Bäume, die aus der Schneetrift herausragten, wie gefleckt war. Dieser sich oft in einer canadischen Landschaft wiederholende Anblick hat etwas sehr Melancholisches. Oft stießen wir zur linken Seite auf weite, offene Plätze, welche uns den Anblick des Ontariosees verschafften, so wie auch zuweilen einige Ortschaften, welche am Rande desselben liegen. In diesem Theile verhindert die Masse des Wassers und dessen stete Bewegung das Frieren desselben, und die dunkeln Wellen rollten dahin, indem sie schwer an das eisige Ufer anschlugen und traurige, dumpfe Töne erzeugten. Einige Ruthen weit vom Lande entfernt mischten sich die kalten, grauen Gewässer mit der kalten, grauen, schneebeladenen Luft, und schienen mit derselben nur eins zu sein. — Das einzige lebende Wesen, welches ich in einem Raume von zwanzig Meilen sah, war ein prächtiger Adler mit kahlem Haupte, welcher, nachdem er einige

Mal in einem Kreise vor uns herumgesegelt, sich auf den höchsten Zweig einer Tanne niederließ, und indem er seine großen, weiten Flügel langsam zusammenfaltete, auf uns niederschaute, als wir unter ihm hinwegglitten.

Das erste Dorf, durch welches wir passirten, war Springfield, an dem Fluß Credit gelegen, ein Fluß, welcher im Sommer von großer Wichtigkeit, doch im Winter mit Eis und Schnee bedeckt, für das Auge nicht zu unterscheiden ist. Zwanzig Meilen weiter hielten wir in Oakville an, um uns und die Pferde zu erfrischen.

Oakville liegt nahe am See, an der Mündung eines kleinen Flusses, welcher sixteen-mile creek heißt. Es verdankt seine Existenz einem Herrn, Namens Chisholm, und verspricht wegen seiner Lage und noch anderer Localumstände, ein Platz von Bedeutung zu werden. Im Sommer ist es ein besuchter Hafen, und führt einen großen Handel mit »Plunder«, wie sie sehr characteristisch alles Brennholz bezeichnen. Aus der Schiffswerfte, erzählte man mir, sind schon ein Dampfschiff und ein Dutzend Schooners hervorgegangen.

Im Sommer ist das Land ringsumher reich und schön, mit einer großen Anzahl von Meiereien, welche alle in sehr gutem Zustande des Ackerbaues sind. Canada im Winter und im Sommer muß wie zwei verschiedene Regionen sein. Die Bucht ist jetzt eingefroren und Handel und Schiffbau eingestellt. Oakville hat das Ansehn eines ohne Plan erbauten Dörfchens. Es ent-

hält einige Blockhäuser, ein Backsteinhaus (der Gewürzladen, oder allgemeine Kaufladen ist immer in einem canadischen Dorfe das stattlichste Gebäude), eine kleine Methodistenkirche, welche grün und weiß angestrichen ist, doch bis jetzt noch keinen da wohnenden Priester hat, und ein Gasthof, welcher den Namen trägt: »Oakville House Hotel«. Wo ein Kaufladen, eine Schenke und eine Kirche ist, da werden sich bald Wohnungen rings herum erheben. Oakville enthält mehr als dreihundert Einwohner, welche jetzt unter sich subscribiren, um einen Schullehrer und einen eigenen Geistlichen zu haben.

Ich stand plaudernd in der Thorfahrt, und mich umschauend, bis ich mich genöthigt sah, Zuflucht im Hause zu suchen, ehe meine Nase ganz von dem eisigen Luftzuge zu Grunde gerichtet wurde. Das kleine Zimmer war leer und gleich einem Backofen geheizt. An den Wänden klebten einige schlechte Kupferstiche, welche aus alten amerikanischen Magazinen herausgeschnitten waren; — da war die Herzogin von Berry in ihrem Hochzeitskleide, und als Gegenstück Modes de Paris — la Robe de tulle garnie de fleurs — coiffure nouvelle, inventée par Mons. Plaisir. Die Zusammenstellung war gar zu lächerlich. Ich sah mich nach irgend einer Unterhaltung oder Beschäftigung um, und erschauete endlich ein offenes Buch, welches umgeschlagen auf dem Tische lag. Ich stürzte mich darauf, wie auf eine Beute, und was denken Sie wohl, das es war?

devinez, Madame! Je vous le donne en trois, je vous le donne en quatre! Es war — Don Juan! Und während ich aus dem Fenster heraus auf eine Gegend blickte, welche Alles, was man sich von der Trostlosigkeit eines wilden Lebens vorstellen kann, realisirte, und mit gerade genug Alltäglichkeit des civilisirten Lebens vermischt war, um es zu verderben, belustigte ich mich, indem ich von der Lady Adeline Amandeville und ihrer kostbaren Coterie las:

Society is smoothed to that excess
That manners hardly differ more than dress.
Our ridicules are kept in the background,
Ridiculous enough, but also dull;
Professions too, are no more to be found
Professional, and there is nought to cull
Of Folly's fruit; for tho' your fools abound
They're barren, and not worth the pains to pull.
Society is now one polished horde,
Form'd of two mighty tribes — the bores and bored.

Eine Auseinandersetzung, welche uns beinah mit einer noch wilderen Localität als die, welche mich umgab, aussöhnen könnte.

Während ich las, kam der Postwagen, welcher zwischen Hamilton und Toronto fährt, vor der Thür an; diesen muß ich Ihnen beschreiben, damit Sie doch wissen, was eine solche canadische fahrende Post ist, und damit Sie meine unüberwindliche Verwunderung und Lachlust theilen können. Es war ein schweres hölzernes Gebäude, an Größe und Form einer altmodischen Lord-

Mayors-Kutsche ähnlich, welche ungefähr einen Fuß über der Erde auf Kufen ruhte. Das Ganze war mit greller rother Farbe angestrichen, und Eiszapfen hingen vom Verdeck herab. Die monstruöse Maschine spie aus seiner geöffneten Thür acht männliche Geschöpfe heraus, alle in Bärenhäute, Wildschuren und Ueberröcke gehüllt, die Pelzkragen bis über die Nasen gezogen, und aussehend wie eine Procession von Bären, welche aus einem Menageriekasten heraustaumelten. Als sie ihre Verkleidung abgelegt hatten, fand es sich jedoch, daß es Herren waren, deren Mehrzahl sich nach Toronto begab, um ihre Pflichten im House of assembly zu erfüllen. Einer unter diesen, ein Mann von auffallender Höhe und Dicke, und mit besonders gebildeten Zügen, wurde mir als Herr Kerr vorgestellt, und als Besitzer großer Ländereien in der Nachbarschaft, die er theils selbst erworben, theils von seinem Schwiegervater Brandt geerbt hatte, welcher der berühmte Anführer der sogenannten sechs Nationen war. Kerr hat selbst indianisches Blut in seinen Adern. Sein Sohn, der junge Kerr, ein schöner Knabe von sechs Jahren, ist der jetzt anerkannte Anführer der sechs Nationen, durch die Rechte seiner Mutter, da die erbliche Anführerschaft immer durch die Frau übertragen wird, obgleich sie dieselbe überspringt.

Madame Kerr, Brandts älteste Tochter, ist eine Squaw von ungemischtem indianischen Blut, und wurde mir als ein sehr ausgezeichnetes Wesen beschrieben. Sie

ist so klug, für gewöhnlich die indianische Kleidung zu tragen, nur mit einiger Veränderung, in welcher sie wie eine Fürstin aussieht, und auch wie eine solche sich bewegt, anmuthig und ungenirt, während in der modischen europäischen Tracht gerade der entgegengesetzte Effect hervorgebracht wird.

Viel Schaden ist in dieser Umgegend durch Raubthiere angerichtet worden; und das Wild, vom Hunger und von den Wölfen aus seinen Wäldern getrieben, wurde in ungewöhnlicher Menge nahe bei den Ansiedelungen getödtet. Einer der Indianer, welche ich in Toronto gesehen hatte, schoß bei seiner Rückkehr auf diesem Wege mit seiner neuen Flinte acht Stück Wild in einem Tage, und verkaufte dieselben in Hamilton für drei Thaler das Stück. Das war kein schlechter Jagdtag. Das Wildpret in Canada ist gut und reichlich, doch sehr mager, sehr unähnlich dem englischen Wildpret. Der Preis ist gewöhnlich per Pfund vier bis sechs Cents (zwei oder drei Pence).

Nach einigen Erfrischungen brachen wir wieder auf. Das nächste Dorf, welches wir passirten, hieß sonderbar genug Wellington Square; es ist erst kürzlich angelegt worden, und enthält ungefähr zwanzig hölzerne Häuser. — Dann kam Port Nelson, Hrn. Kerrs Wohnort. Anstatt das obere Ende des Ontariosees zu umgehen, durchschnitten wir die sehr berühmte Landzunge, welche die Burlington-Bai von dem Ontariosee scheidet.

Dieses waren zwei getrennte Seen, bis ein Canal durch den schmalen Isthmus geführt wurde. Die Burlington-Bai, welche ungefähr vierzig Quadrat-Meilen enthält, ist jetzt ein einziges Stück Eis, und auf der Landzunge, welche beinah sieben Meilen lang, und ungefähr zwei Ruthen breit ist, fanden wir den Schnee so tief und in so unregelmäßigen Schichten, daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen. Endlich erreichten wir Stony creek, ein Dorf, das in diesen Gegenden als der Schauplatz der blutigsten Schlacht, welche im letzten Krieg zwischen den Amerikanern und den Engländern geliefert wurde, berühmt ist. Wir hatten beabsichtigt hier zu schlafen, doch war der Gasthof so unbehaglich, und wenig verheißend, daß wir nach einer kurzen Ruhe beschlossen, noch zehn Meilen weiter bis nach Beamsville zu reisen.

Es war nun dunkel geworden, und da der Schnee dicht herniederfiel, so ward es bald unmöglich, die Spur des Schlittens zu unterscheiden. Herr Campbell ließ den Pferden die Zügel und überließ sie ihrem eigenen Instinct, indem er mir sagte, daß dieses die sicherste Art sei, weiter vorzudringen. Nachher erinnere ich mich nichts mehr deutlich, außer, daß ich auf einmal das immertönende Schlittengeläute nicht mehr hörte. Ich erwachte plötzlich wie durch den Druck des Alps und fand den Schlitten umgeworfen, mich selbst halb erstickt auf dem Boden desselben, und meine Gefährten nirgends zu sehen; sie lagen weiter zurück im Schnee. Glücklicher

Weise entdeckten wir, nachdem wir uns erhoben und den Schnee abgeschüttelt hatten, daß wir noch am Leben waren, auch an einzelnen Gliedmaßen keinen Schaden gelitten hatten. Wir waren von einem hohen Ufer herab in das Bette eines Flüßchens, oder vielmehr in einen Mühlgraben gefallen, und da derselbe ganz mit Schnee ausgefüllt war, so sahen wir uns darin eben so weich gebettet, wie in einem Federbett, nur etwas kälter. Obgleich ich sehr erschrocken oder vielmehr betäubt war, so erholte ich mich doch gleich, und da die Herren unmöglich die Pferde verlassen konnten, welche bis an die Schultern in dem Schnee staken, und den Schlitten schon zerbrochen hatten, so machte ich mich, nachdem ich gehörige Anweisung erhalten, auf den Weg, um Beistand zu suchen. Glücklicher Weise waren wir nicht weit von Beamsville entfernt. Als Leuchtthurm diente mir die Esse einer Schmiede, aus der glänzende Funken in die dunkele Winterluft ausströmten, und von einer großen Entfernung sichtbar waren. Nachdem ich durch viele Schneeschichten bergauf, bergab mich durchgefunden hatte, erreichte ich endlich die Schmiede, in welcher ein Mann eifrig an einem Pflugschaar hämmerte, und der Lärm war so groß, daß ich lange rufen mußte ohne gehört zu werden. Endlich als ich an das rothe Licht des Feuers vortrat, fielen des Mannes Augen auf mich, und ich werde nie seinen Anblick vergessen, wie er da stand mit erhobenem Hammer, und mit dem komischsten

Ausdruck furchtsamen Erstaunens, so daß ich keine Antwort von ihm erhalten konnte; er öffnete den Mund und wiederholte einige Mal: Ah! mich anstarrend und ohne zu sprechen oder sich zu bewegen. Ich wandte mich in Verzweiflung und doch halb lachend von ihm ab, und nachdem ich wieder einige Zeit bergauf und bergab durch den Schnee getappt hatte, befand ich mich im Dorf, und wurde nach dem Gasthof gewiesen. Ich sandte meinen Freunden sogleich Beistand, und in wenig Minuten war der Abendtisch gedeckt, und ein Stoß Klötze, höher als ich, loderte in Flammen auf. Wildpretstücke, gebratener Fisch, Kaffee, heißer Kuchen, Käse, und Whisky-Punsch (die gewöhnlichen Mahlzeiten der Reisenden) dampften bald auf dem Tische; unsere Wirthin hatte den Vorsitz, und so verging der Abend auf sehr heitere Weise.

Die alte Wirthin des Gasthofs amüsirte mich außerordentlich. Sie hatte ihr ganzes Leben unter Leuten zugebracht, welche ihr an Stellung und Erziehung gleich standen, und hatte keinen Begriff von dem Standesunterschied ihrer Gäste und Kunden, und während sie mich liebkoste und mich pflegte, wie eine alte Mutter oder Amme, erzählte sie mir ihre Geschichte und die ihrer ganzen Verwandtschaft. Ihr Mann war vor vierzig Jahren eingewandert, hatte eine Hütte gebaut, und ein kleines Stück Land am Rande des Sees gelichtet. Zu jener Zeit befand sich mehrere Meilen im Umkreis keine

Wohnung, so daß sie mehrere Jahre in der größten, tiefsten Einsamkeit lebten. Jetzt besitzen sie drei Meierhöfe, einige hundert Acker Land, und haben neun Söhne und Töchter, welche meistentheils verheirathet sind, und auf ihren eigenen Ländereien wohnen. Sie entwarf mir ein schauderhaftes Bild von der vorherrschenden Trunksucht, welcher das Laster und der Fluch dieses Landes ist.

Ich kann Ihnen keinen Begriff von der entsetzlichen Kälte dieser Nacht geben. Ich war genöthigt, mich in meinen Pelzmantel einzuwickeln ehe ich nur einschlafen konnte. Ich war unwohl als ich aufstand, und konnte, trotz allem Nöthigen der Wirthin, nicht frühstücken. Sie packte ihren besten Thee aus, den sie zum eigenen Gebrauch aufbewahrt hatte (und welcher für die ganze Welt wie modriges Heu schmeckte) und bestrich toasts mit Butter, d. h. geröstet Brot in geschmolzener Butter getaucht, und Früchte, welche in Syrup eingemacht waren — an alles das muß ich mich mit der Zeit gewöhnen; ich will es versuchen, sonst muß ich »Gott danken und fasten.« — Wir fuhren noch achtzehn Meilen weiter bis zu St. Catharine's, dessen Lage mir selbst im Winter sehr hübsch schien, und im Sommer sehr schön sein muß. Man sagt mir, es sei ein bedeutender Ort wegen der Nähe des Welland-Canals, welcher den Ontario mit dem Erie-See verbindet. Es enthält mehr als siebenhundert Einwohner, und die hiesige Schule gilt für die beste im ganzen District. Wir pas-

sirten diesen Morgen mehrere Ströme, welche im Sommer in den See fließen, jetzt aber alle gefroren, und für das Auge nicht zu unterscheiden sind, außer durch die hölzernen Brücken, welche darüber führen, und durch die Mühlen, welche an den Ufern entlang aufgebaut sind, und jetzt ruhig und nutzlos stehen. Diese Ströme haben die Namen: »thirty Mile creek, forty Mile creek twenty Mile creek u. s. w., ich konnte aber nicht entdecken aus was für Gründen sie so heißen.

Von St. Catharine fuhren wir noch zwölf Meilen weiter nach Niagara. Dort fand ich einige alte englische oder vielmehr irländische Freunde, welche mich freudig und liebvoll bewillkommten, und gewiß giebt es keinen gesegneteren Anblick, als das Angesicht eines alten Freundes in einem neuen Lande.

Den 26sten Januar.

Die Stadt Niagara hat dasselbe erstarrte Ansehn, welches hier überall in dieser Jahreszeit vorherrschend scheint. Sie liegt an der Mündung des Flusses Niagara, und wenn die Schifffahrt auf, ist es ein sehr geschäftiger und vielbesuchter Ort. Der See friert hier nicht zu, wegen der Tiefe seiner majestätischen Gewässer, auch der Fluß nicht wegen der Schnelligkeit seines Laufes; beide sind aber blockirt durch die großen Eisstücke, welche aus dem See Erie herabgeführt werden, und sich

vor der Mündung des Flusses vereinigen und anhäufen, und so ein Eisfeld bilden, welches weit in den See hineinreicht. Wie schön sah dasselbe heute aus, in großen länglichen Schollen gebrochen, welche bald weiß, bald azur gefärbt waren, und im Sonnenschein funkelten!

Hier sind kürzlich Schiffswerften errichtet worden, so wie sehr bedeutende Eisenwerke und eine Dampfmaschine, um die auszubessernden Schiffe in die Höhe zu winden. Der Hauptbesitzer ist Capitain Melville, ein gutmüthiger, für das Gemeinwohl besorgter Mann. Er erzählte mir, daß gegen zwanzigtausend Pfund Sterling an diese Werke verwendet worden, und daß sie beständig ungefähr funfzig Arbeiter beschäftigten. Doch trotz dem, und trotz der Localvortheile, als Grenzstadt und als älteste Niederlassung in Obercanada, macht Niagara keine Fortschritte. Die Population und die Zahl der Häuser sind in den letzten Jahren sich beinah gleich geblieben. Ich fand, daß die Leute sich sehr über den Mangel einer guten Schule beklagten.

Das Land rings um Niagara herum ist außerordentlich schön und fruchtbar, und ist auch schon seit längerer Zeit gelichtet und angebaut als die andern Theile der Provinz. Die Gegend, sagt man, ist im Sommer sehr schön; die Abgaben sind unbedeutend, kaum fühlbar, auch giebt es keine Armensteuer; doch scheinen Unwissenheit, Sorglosigkeit, Muthlosigkeit und Unmäßigkeit hier vorherrschend zu sein. A—, welcher seit fünf Jahren

sich hier niedergelassen hat, und B—, welcher selbst ein Canadier ist, schätzen die Moralität der canadischen Population sehr gering; der Lügenhaftigkeit und Trunkenheit erwähnten sie als ganz allgemein herrschend. Männer, welche mit Gewohnheiten der Mäßigkeit hierher kommen, fallen schnell dem Laster des Landes anheim, und diejenigen, welche den geringsten Hang zum Trinken haben, finden die Mittel, demselben zu fröhnen, verhältnißmäßig äußerst wohlfeil und an der öffentlichen Meinung kein Gegengewicht.

Men learn to drink, who never drank before.
And those who always drank, now drink the more.

Obgleich ich parodire, so scherze ich doch nicht. Denn in der That, wenn Alles, oder nur die Hälfte von dem, was ich heute gehört habe, wahr ist, so ist dieses ein schrecklicher Zustand. Ich fragte nach einem Buchladen; es ist nicht ein einziger in der Stadt, doch giebt es sehr viele Schenken. Die Abgabe auf Bücher, welche aus den vereinigten Staaten eingeführt werden, ist dreißig Procent, und diese ist noch um ein Drittel erhöht, für die Einfuhr von Büchern aus England; doch giebt es gar keine Abgabe für den Whisky. B... sagt: »Wenn das Gouvernement eine Abgabe auf den Whisky legte, so würde die Provinz mit verbotenen Getränken überschwemmt werden, und eine zweite Quelle des Verbrechens und der Verderbniß käme noch zu der ersten.«

Herr Francis Head rieth mir im Scherz, irgend eine

Klage aufzubringen, um einen Grund zu haben, ihn zu besuchen. Ich denke, ich werde Seiner Excellenz die Theuerung der Bücher und die Wohlfeilheit des Whisky vorhalten. Ich könnte weder im Ernst noch im Scherz eine schlimmere Klage auffinden.

Das gegenüberliegende Ufer, ungefähr eine Meile entfernt, ist der Staat von New-York. Die Amerikaner haben ein Fort auf ihrer Seite, und wir haben auch eines auf der unsrigen. Ich weiß nicht, wie hoch ihre Garnison sich beläuft, doch unsere Macht besteht aus drei Mann und einem Corporal, mit angemessenen Waffen und Munition, d. h. rostigen Flintenschlössern und beschädigten Kanonen. Die Festung selbst hielt ich für eine verfallene Brauerei! Das ist sehr hübsch und sieht auf jeden Fall wie Frieden und Sicherheit aus.

Den 29sten Januar.

Wohl! nun habe ich den Wasserfall des Niagara gesehen, der vor meinem geistigen Ohr, so lange ich mich erinnern kann, gedonnert hat. Der Gedanke meiner Kindheit, die Sehnsucht meiner Jugend, seit meine Imagination zum Wünschen und Bewundern erwacht war. Ich habe ihn gesehen, und soll ich es Ihnen zuflüstern? — Sie müssen aber es nicht den Philistern wiedersagen! — Ich wünschte, ich hätte ihn nicht gesehen. Ich wünschte, es gäbe noch immer für mich etwas Ungesehe-

nes — etwas für die Einbildungskraft, etwas zu hoffen, zu erwarten, etwas wofür es der Mühe werth wäre zu leben! Die Wirklichkeit hat meiner Seele eine Illusion entrückt, welche viel prächtiger war, als die Sache selbst. — Ich habe keine Worte für meine gänzlich getäuschte Erwartung; doch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß Alles, was ich bisher vom Niagara gelesen und gehört habe, falsch oder übertrieben gewesen, — so wie, daß jeder Ausdruck des Erstaunens, des Enthusiasmus und Entzückens, Affectation und Uebertreibung sei. Nein! es muß an mir selbst liegen. Terni und einige der Schweizer Wasserfälle haben mich tausendmal mehr ergriffen, wie sie von ihren Bergen herabhüpften, als die Größe des Niagara. Ich könnte mich schlagen! doch was kann es helfen! Wenn ich noch tausend Jahre leben sollte, so lange als der Niagara selbst, ich kann ihn doch nicht wieder zum ersten Mal sehen. Es ist etwas verloren, was nie wieder ersetzt werden kann. Was ist aus meinen Sinnen und aus meiner Seele geworden? Ich bin nicht mehr dieselbe Anna, ich bin verwandelt, ich bin übersetzt, ich bin das Haupt eines Esels, eine Erdscholle, ein hölzerner Löffel, ein fettes Unkraut, dem Ufer der Lethe entsprossen, ein Stock, ein Stein, eine Versteinerung — denn ich habe den Niagara gesehen, das Wunder der Wunder und nichts dabei empfunden, als eine getäuschte Erwartung, die keine Worte beschreiben können.

Doch will ich die Begebenheiten der Reihe nach er=

zählen. Wir brachen gestern früh auf, uns nach dem Wasserfall zu begeben, und hatten die Absicht, den nächsten Tag dort zuzubringen, die Nacht da zu schlafen, und am andern Tag nach Niagara zurückzukehren. Die Entfernung ist vierzehn Meilen, und der Weg windet sich längs der Ufer des Niagaraflusses hin, und über die Queen-Stone-Höhen, und schön muß dieses Land im Sommer sein, da es selbst jetzt so schön ist. Der Blumengarten, die gestutzten Hecken, der Anger, die Wiese mit Hecken, Alles giebt mir, wenn es in Schnee gehüllt ist, den Eindruck nicht allein der Oede, sondern auch des Todes. Die Natur ist ihr eigenes Gespenst, und zieht ihr eigenes Leichentuch nach sich. Ich fühle immer eine Art von Mitleid, einen Anfall von Melancholie wenn ich in dieser Jahreszeit durch die welken Sträuche und begrabenen Blumenbeete wandele. Aber hier in der Wildniß, wo die Natur ganz von der Kunst unabhängig ist, stirbt und trauert sie nicht; sie legt sich an den Busen des Winters zur Ruhe nieder, und dieser Greis hüllt sie in sein Gewand von Hermelin und Juwelen, wiegt sie ein mit Stürmen und lullt sie in den Schlaf. Wie war Alles so still! so ruhig und groß war die weiße schimmernde Fläche und der dunkele purpurne Wald; denn die Sonne schien und der Himmel war ganz wolkenlos. Doch sah ich wenig Menschen, und während mehrerer Meilen war das Pfeifen unseres Schlittens, als wir auf dem blendenden Pfad dahin saus'ten, und

das Klingeln unseres Schellengeläutes der einzige Ton, welchen wir vernahmen. Als wir vier bis fünf Meilen vom Fall entfernt waren, hielt ich den Schlitten dann und wann an, um dem Getöse des Kataraktes zu lauschen; doch der Zustand der Atmosphäre war der Fortpflanzung des Tones nicht günstig und die Stille blieb ununterbrochen.

So groß war die tiefe monotone Ruhe, welche überall herrschte, so rein und Vestal-artig war das Gewand, in welchem die Natur um uns her in Schlummer lag, daß es mir kaum möglich war zu glauben, daß dieser Grenzdistrict nicht allein wegen seiner herrschenden Laster, aber auch wegen seiner dunkeln, verzweifelnden Verbrechen bemerkenswerth ist. Herr A., welcher Gerichtsbeamter ist, zeigte mir ein einsames Haus an der Seite des Weges, wo er in einer dunkeln, stürmischen Nacht des vorigen Winters eine Bande Falschmünzer überfallen und arretirt hatte; es war eine fürchterliche Beschreibung, die mir jedoch während einiger Zeit die Ungeduld vertrieb, eine Ungeduld und Erwartung, welche denen eines Kindes im Schauspielhaus, ehe der Vorhang aufgeht, zu vergleichen war. Meine Imagination war so von der Höhe des großen Falles überzeugt, daß mein Auge sich aufwärts richtete als wir auf die Gipfel eines Hügels gelangten und mein Gefährte, schnell die Pferde anhaltend, ausrief: »der Wasserfall!«

Im ersten Augenblicke konnte ich denselben nicht be-

merken, wir waren noch in einiger Entfernung davon und blickten von Oben darauf herab. Auf den ersten Blick sah ich eine flache große Ebene; da die Sonne ihre Strahlen für einen Moment zurückgezogen hatte, war weder Licht noch Schatten noch Farben zu sehen. In der Mitte befanden sich die zwei großen Katarakte, doch nur wie kleine Striche in der weiten Landschaft. Der Lärmen war durchaus nicht überwältigend, und die Wolken des umhersprühenden Wassers, welches Fanny Butler so schön »das ewige Weihwasser der Natur nannte« jetzt durch die Kälte im Aufsteigen verdichtet, fiel um das Becken des Katarakts in federartigen Flocken herab, und verbarg so die furchtbare Umarmung des Wasserstrudels mit dem herabstürzenden Wasser. Alle die Eindrücke, welche meiner Imagination als mit den Umgebungen des Schauspiels vereint vorgeschwebt hatten, die Ehrfurcht, die es einflößen sollte, die ergreifende Schönheit, die Gewalt, die Höhe, die Schnelligkeit und die unendliche Größe waren alle in ihrer Wirkung verringert oder ganz verloren.

Ich war ganz still, das Herz sank mir tief in die Brust hinab. Als mein Gefährte meine getäuschte Erwartung sah (welche wahrscheinlich sehr leserlich auf meinem Gesichte geschrieben war), begann er mich zu trösten, indem er mir von allen denen erzählte, welche im Anfang auch so vom Anblick des Niagara getäuscht waren, und es eingestanden hatten. Ich gestand es zwar auch,

doch war ich nicht getröstet. Wir hielten auf unserem Wege am Clifton-Hotel am Fuße des Hügels; sehr trostlos sah dieses Gebäude aus mit seinen Sommer-Verandahs und offenen Balkons, welche mit Schnee beladen und mit Eiszapfen behangen waren, mit seinen verlassenen leeren Stuben, zerbrochenen Fenstern und den bestäubten Eßtischen. Die armen Leute, welche das Haus im Winter bewohnten, hatten sich in einer kleinen Küche versammelt, um Wärme und Behaglichkeit zu suchen, und starrten uns bei unserm Erscheinen mit einem Erstaunen an, welches zeigte, daß der Anblick eines Besuchs zu dieser Jahreszeit etwas sehr Seltenes sei.

Während für die Pferde gesorgt wurde, bestieg ich den höchsten Balkon, um die Aussicht auf die Katarakten besser erfassen zu können. Ein kleiner Yankee-Knabe mit listigem, gescheutem Gesicht und schwarzen zwinkernden Augen, diente mir als Cicerone. Ich stand auf das Schauspiel blickend, welches unter meinen Augen zu wachsen schien, als der kleine Mensch, die Hände in die Tasche steckend und mir ins Gesicht sehend sagte:

»Sie sind vom alten Land, wie ich schließe?«

»Ja.«

»Da drüben her jenseits der See?«

»Ja.«

»Und kamen sie dieser Wasserfälle wegen den ganzen weiten Weg herüber?«

»Ja.«

»My!!« dann nach einer langen Pause, indem er mich mit dem komischsten Ausdruck von Unverschämtheit und Scherz anblickte, fügte er hinzu. »Nun, wissen Sie auch, was das für Vögel dort sind?« — indem er auf eine Schaar Möven deutete, welche mitten im Sprühregen schwebten, und sich belustigten, bald auf-, bald absteigend und sich im Kreise drehend, und ein Vergnügen darin zu finden schienen, am Rande dieser »Wasserhölle‹ zu spielen, und so ihre Flügel beinah in den Schaum tauchten. Mein Auge war wirklich auf diese schönen, furchtlosen Thiere gerichtet, und sie hatten schon in mir zwanzig schöne Gleichnisse hervorgerufen, als ich durch diese Frage erweckt wurde.

»Jene Vögel?« sagte ich, »nun, was ist mit ihnen?«

»Nun, es sind Adler!«

»Adler?« ich konnte nicht umhin zu lachen.

»Ja,« sagte der kleine Bube trotzig, »und ich vermuthe, Sie haben keine Adler in dem alten Lande?«

»Nein! nicht viel Adler, mein Junge, aber sehr viel Möven und Spaßvögel!« und ich zupfte ihn ziemlich stark ans Ohr.

»Ay!« rief er lachend, »nun Sie sind sehr pfiffig, pfiffiger als Viele, welche hierher kommen!«

Wir machten uns nun bereit, um zu den immer wachsenden Fällen zu gehen, und ich befestigte an meine Füße eine Art von Stachelschuhen, deren man sich auf den Alpen bedient, und ohne welche ich mich bei der

hart gefrornen Oberfläche des Schnees nicht einen Augenblick aufrecht hätte erhalten können. Als wir uns dem table rock (Tafelfelsen) näherten, nahm die ganze Scene eine wilde, wunderbare Pracht an; da kamen die dunkelgrünen Gewässer einhergestürzt, ungeheure Eisblöcke, die sie aus dem Erie-See mitgebracht hatten, über den Rand des Abgrundes mit sich herabwälzend. Auf beiden Seiten der Wasserfälle von den Ecken der hervorragenden Felsenriffe hingen ungeheure große Eiszacken, manche zwanzig und dreißig Fuß lang, und dicker als der Körper eines Mannes und von blaßgrünlicher Farbe, wie die Alpengletscher; und alle die Felsenriffe in der Tiefe, welche aus dem siedenden, schäumenden Wasser hervorragten, waren incrustirt und auf eine Weise mit Eis umgeben, daß sie in ungeheure Crystalle umgewandelt schienen, und den Basaltsäulen glichen, die ich auf den Gemälden von Staffa und von der Riesenhöhle gesehen, und jeder Baum, jedes Blatt, jeder Zweig, welche die Felsen und Klüfte zierte, war mit Eis überzogen. Auf diesen, so wie auf den hölzernen Gebäuden, welche in der Nähe des Tafelfelsen stehen, hatte der Sprühregen des Katarakts sich aufgehäuft und die schönste Crystallarbeit gebildet; sie sahen aus wie Häuser von Glas, mit regelmäßigen geformten Zierrathen eingefaßt und belegt. Wo wir auch standen, befanden wir uns immer auf unsicherm Grunde, denn der Schnee, wenn er wie jetzt zu drei bis vier Fuß aufgehäuft ist,

gleitete oft in Massen von den kahlen Felsen herab, und der immer auf dessen Oberfläche fallende Sprühregen verwandelte denselben in Eis, so glatt, so fest und so glänzend, daß ich ohne meine Stachelschuhe nicht einen Moment darauf hätte stehen können. Es war sehr gefährlich, und doch konnte ich mich nicht davon losreißen, sondern blieb auf dem Tafelfelsen stehen, selbst an dem Rande desselben, bis eine Art von träumender Betäubung über mich kam, und der beständige Donner, die Kraft und Bewegung des herabstürzenden Wassers sich meiner Lebensgeister wie durch einen Zauber bemächtigten; dann, als ich mich endlich hinwegwendete, brach die untersinkende Sonne hervor, und ein Regenbogen erschien unter dem amerikanischen Fall; ein Ende desselben ruhte auf einem Schneehügel, und unbeweglich hing er da mitten in der ewigen Schrecknis, und seine schönen, aber bleichen Farben bildeten mit den todtenartigen farblosen Gegenständen rings umher einen auffallenden Contrast, der mich an das schwache ätherische Lächeln eines sterbenden Märtyrers mahnte.

Ich wanderte ungefähr vier Stunden lang umher, dann kehrte ich nach dem Gasthof zurück. Dort erwartete mich mein gütiger Führer von Toronto, um mich nach seinem Hause zu geleiten, welches sehr schön auf einer Anhöhe nicht weit vom großen Wasserfalle gelegen ist. Wir wußten nicht als wir hier ankamen, daß die junge und liebenswürdige Frau unsers Wirthes erst den

Tag vorher niedergekommen war, denn man hatte uns diese Begebenheit verheimlicht, damit wir nicht Bedenken trügen, die Gastfreundschaft unter solchen Umständen anzunehmen; und in der That fand ich mich auch im ersten Augenblick etwas unbehaglich. Doch der natürliche freundschaftliche Empfang überwand alle Bedenklichkeiten. Man hieß uns willkommen, und wir fanden bald, daß wir es waren; und was mich betrifft, so habe ich immer bei solchen Gelegenheiten mein Mitgefühl in Bereitschaft, und theilte recht aufrichtig die wohlthuende Freude dieser guten Leute. Nach dem Essen ging ich in die Stube der Kranken, die so warm und behaglich wie ein kleines Nest war, und obgleich das Getöse des nahen Kataraktes das Haus beinah erschütterte, so vermochte es doch nicht, die Stimme der matten, aber glücklichen Mutter zu übertönen, noch das schwache Geschrei des neugebornen Kindes, als ich es in meine Arme nahm und meinen Segen ihm zuflüsterte; es schlief auf meinem Schooße ein. Armes kleines Wesen! — Es war ein ehrfurchtgebietendes ewig tönendes Wiegenlied, dieser unaufhörliche Donner der mächtigen Gewässer, doch Niemand außer mir schien es zu bemerken, ja nicht einmal zu hören. Das ist die Macht der Gewohnheit, und die Kraft, die unsern zartesten Organen verliehen ist, sich Allem anzupassen. Es war unmöglich im Gasthof zu wohnen, und die Familie Campbell zu belästigen war eben so unmöglich. Um

Mitternacht also bestiegen wir unsern Schlitten, um nach der Stadt Niagara zurückzukehren, und so viel ich mich erinnere, sprach ich während der ganzen vierzehn Meilen nicht ein Wort. Die Luft war still, obgleich kalt, der Schnee lag rings umher; die ganze Erde schien in geisterartiger Ruhe zu schlummern. Doch die Himmel waren wach; da hielt Aurora Borealis ihre Lustgelage, tanzend und aufflammend, und alle Farben und Gestalten annehmend, vom bleichen Ambra zum Rosa und zum grellen blutigen Roth, und die Sterne schienen dazu in ihrem eigenthümlichen ruhigen Glanze, und dann und wann schoß ein Meteor über den Himmel hinweg, oder fiel zur Erde, und Alles um mich herum war wild, seltsam, aufregend, mehr einem Fiebertraume ähnlich als der Wirklichkeit.

Heute leide ich, wie es zu erwarten stand, an Steifheit und Schmerz, und bin unfähig durch die Stube zu gehen. Doch der Schmerz wird vorüberziehen, und im Ganzen bin ich froh, diesen Ausflug gemacht zu haben. Die Wasserfälle haben auf meine Seele nicht den großen Eindruck gemacht, den ich erwartet, wahrscheinlich gerade weil ich einen solchen erwartete. Unter anderen Umständen hätte es anders sein können, »doch so war es mir an der Wiege gesungen« (so sagen die Deutschen), »daß ich leben sollte, um getäuscht zu werden, selbst im Wasserfalle von Niagara.«

Toronto den 7ten Februar.

Herr B... bot mir einen Platz in seinem Schlitten an, und nach einer schnellen und sehr angenehmen Reise, auf welcher ich viel Neues erfuhr, errreichten wir Toronto gestern früh.

Der Weg, den wir zurücklegten, war derselbe, auf welchem ich ausgefahren war, nur mit einer Abweichung; es wurde nämlich für thunlich befunden, die Burlington Bai auf dem Eise zu durchkreuzen, ungefähr sieben Meilen lang, während der See zwanzig bis fünfundzwanzig Faden tief darunter war. Es war um zehn Uhr Abends, und das einzige Licht, das uns leuchtete, war das, was der Schnee von sich gab. Die Fahrspur, von welcher es nicht sicher ist abzuweichen, war sehr schmal, und ein Mann im schlimmsten, wenn auch nicht im äußersten Zustande der Trunkenheit, lärmend und auf viehische Art unbesorgt, fuhr seinen Schlitten vor uns her. Alles dieses, mit der Neuheit der Situation, und dem in jedem Augenblick schrecklichen Krachen des Eises, flößte mir ein Gefühl von Furcht ein, welches gerade bedeutend genug war, um mich aufzuregen, wenn auch nicht so, daß es sehr peinlich gewesen wäre; dem ungeachtet gestehe ich, daß ich mich sehr freute, als wir uns wieder auf festem Boden befanden.

B... gilt für einen thätigen, gescheuten, practischen Mann; ich hatte ihn sehr gern, und fand ihn intelligent und gutmüthig; wir sprachen viel zusammen. Indem

er seinem Diener die Zügel überließ, pflegte er abzustei-gen und sich auf eine der Kufen zu stellen; so schnell hingleitend unterhielten wir uns.

Es ist ein bemerkenswerthes Factum, von welchem Sie vielleicht schon gehört haben, daß, wenn eine Holzart abgehauen ist, eine ganz andere Art sogleich auf demselben Platz hervorwächst. So folgt die Eiche und Buche dem Tannenholz, und die Tanne der Eiche und dem Ahorn. Dieses ist noch nicht erklärt, ich habe wenigstens noch Niemand gefunden, der mir einen Grund dafür hätte angeben können. Wir kamen durch einen Wald, der kürzlich vom Feuer zerstört worden war, und ich erkundigte mich, warum beim Ausrotten der Wälder man nicht hier und da Gruppen von den schönsten Bäumen, oder auch einzelne Bäume zur Verschönerung der Gegend stehen lasse? Das scheint aber nicht möglich zu sein, da die Bäume, welche des gewohnten Schutzes und der Gefährten beraubt sind, gewöhnlich absterben, — was ich sehr natürlich fand.

Ein canadischer Ansiedler haßt jeden Baum, er sieht denselben für seinen natürlichen Feind an, und als etwas, das auf alle Art und Weise zerstört, ausgerottet und vernichtet werden muß. Der Begriff des Nützlichen und Schönen ist selbst von den prächtigsten Bäumen ausgeschlossen, von solchen, welche unter den Druiden geheiligt worden wären, und bei den Griechen Orakeln und geweihten Tempeln als Obdach gedient hätten.

Der schöne Glaube, welcher jedem Baume des Waldes seine schützende Nymphe und jedem belaubten Hain seine Gottheit anweis't, würde hier keine Jünger finden. Wehe den Dryaden und Hamadryaden von Canada.

Es giebt hier zwei Methoden die Bäume auszurotten, außer der schnellen und sicheren Zerstörung der Axt. Die erste ist, Feuer anzulegen, wodurch die Wurzel oft unverletzt bleibt, und langsam und ungesehen verfault, und nach und nach ausgegraben wird; gewöhnlich bleiben auch die sichtbaren Fragmente eines versengten schwärzlichen Stummels, der einen einförmigen schmerzlichen Anblick bietet. Die andere Methode ist zwar langsamer aber dem Zweck entsprechender; es wird eine tiefe Spalte durch die Rinde hindurch in das innere Holz hineingeschnitten, rings um den Stamm herum. Dieser verhindert die Circulation der Lebenssäfte, und nach und nach kränkelt der Baum und stirbt ab. Dieses wird mit dem technischen Ausdruck Holzringeln benannt. Kommt das nicht den zwei Methoden gleich, in denen in unserer Welt ein Frauenherz kann getödtet werden. — Durch Leidenschaft und durch Gram? Doch besser ist gewiß der schnelle Feuertod, als dieses zu Tode »Ringeln«, wie sie es nennen.

Den 17ten Februar.

»Es giebt keine Gesellschaft in Toronto,« höre ich immer um mich her klagen, selbst von denen, welche die

einzige Gesellschaft bilden, die wir haben. »Aber,« werden Sie sagen, »was konnte man auch von einer entlegenen Stadt erwarten, welche noch vor vierzig Jahren ein unbewohnter Sumpf war, und erst vor zwanzig Jahren anfing zu existiren.« Ich weiß wirklich nicht, was ich erwartet habe, doch will ich Ihnen sagen, was ich nicht erwartete. Ich erwartete nicht in dieser neuen Hauptstadt eines neuen Landes mit den endlosen Wäldern, welche eine halbe Meile von uns sich nach allen Seiten hin erstreckten, die schlimmsten Uebel des alten und erkünstelten Socialsystems unserer Heimath zu finden, wie es der Fall ist, ohne deren Annehmlichkeiten und ohne irgend einen ihrer Vortheile. Toronto gleicht einer Provinzialstadt dritter oder vierter Größe, mit den Anmaßungen einer Hauptstadt. Man findet hier eine kleine Colonial-Oligarchie, eine selbstgegründete Aristokratie, die auf nichts Wirkliches begründet ist, selbst nicht auf etwas Imaginäres. Man findet hier die gegenseitige Furcht und Eifersucht, das kleinliche Geklatsche, das wechselseitige Einmischen, die gemeinen Rivalitäten, welche in allen kleinen Städten, deren Mitglieder sich gut kennen, zu finden sind. Es ist hier eine Gesellschaft, welche, wie alle Gesellschaften, aus den verschiedenartigsten Stoffen besteht; da diese sich hier aber in engen Grenzen bewegen, so ist es unmöglich, irgend Jemandem auszuweichen, den man nicht mag. Man ist gezwungen, vieles zu hören und zu sehen und ruhig zu ertragen, was

sehr störend und peinlich für jeden ist, der sich an die Unabhängigkeit einer großen liberalen Gesellschaft, oder an die aisance eines Continental-Lebens gewöhnt hat. Sonderbar genug ist es, wie schnell eine neue Mode oder eine neue Thorheit aus der alten Welt herübergebracht wird, und wie langsam dagegen und mit wie viel Schwierigkeiten eine neue Idee den Weg in die Köpfe dieser Leute findet, oder ein neues Buch den in ihre Hände. Doch trotz alle dem kann ich nicht umhin, zu sehen, daß gute Geister und verbessernde Grundsätze thätig sind; daß Fortschritte gemacht werden; obgleich das Vorschreiten der Intelligenz nicht in doppelt so schneller Zeit geschieht, als in Europa, so steht es doch nicht ganz stockstill.

Es herrscht hier zwar ein sehr gehässiger Parteigeist in politischen Angelegenheiten, doch für's erste noch kein patriotisches Gefühl, keine Anerkennung allgemeiner edler Grundsätze für Politik, bis jetzt habe ich wenigstens noch nichts von diesen Eigenschaften gefunden. Canada ist für jeden eine Colonie, nicht ein Vaterland, es ist noch nicht mit den theuersten Gefühlen, Verbindungen und Hoffnungen seiner Einwohner verwachsen. Es ist ihre adoptirte, nicht ihre wirkliche Mutter. Ihre Liebe, ihr Stolz ist nicht für das arme Canada, sondern für das hohe glückliche England, und es müssen noch einige Generationen auf einander folgen, ehe das sich ändern wird.

Wir haben hier sogenannte Tories, Whigs und Ra-

dicale; doch diese Worte bedeuten nicht gerade dasselbe, was wir zu Hause durch solche Benennungen bezeichnen.

Sie müssen sich erinnern, daß die ersten Ansiedler in Ober-Canada aus denjenigen bestanden, welche genöthigt waren, während des Revolutionskrieges aus den vereinigten Staaten, in Folge ihrer Anhänglichkeit an das brittische Gouvernement, zu fliehen; wie auch aus Soldaten und Offizieren ohne Anstellung, welche während des Krieges mitgefochten hatten. Diese wurden für ihre Verluste, Leiden und Verdienste, durch Schenkungen an Ländereien in Ober-Canada entschädigt. So war das erste Element, auf welches unser Socialsystem gebildet wurde, Widerwillen und Verachtung gegen die neue Institution der vereinigten Staaten und eine Abneigung gegen das Volk jenes Landes — ein sehr natürliches Resultat des Vorhergegangenen, und so geschah es denn, daß die geringste Färbung von demokratischen oder selbst liberalen Principien in der Politik während einer langen Zeit eine genugsame Verdächtigung der Loyalität ein Flecken auf den persönlichen Character derer warf, welche sich zu demselben bekannten. Deshalb sind die Tories bis jetzt die einflußreichste Partei gewesen; in ihren Händen findet man seit einer langen Reihe von Jahren die Gönnerschaft des Gouvernements, die ersten Aemter, die Verkäufe und Schenkungen der Ländereien.

Eine andere Partei, welche sich zu einer gleichen

unbegränzten Loyalität für das Mutterland bekennt, und zu demselben Widerwillen gegen die Principien und Institutionen ihrer Yankee-Nachbaren, können die Whigs von Ober-Canada genannt werden. Diese sehen mit Eifersucht und Verachtung auf die Macht und Vorurtheile der Toryfamilien herab, und bestehen auf die Nothwendigkeit mehrerer Reformen im Colonialgouvernement. Viele von diesen sind junge Leute von Talent, und Männer, welche eine Profession treiben, und sehen sich von dem, was sie den ihnen zukommenden Antheil von gesellschaftlicher Achtung und Einfluß nennen, ausgeschlossen, auch von dem, wozu in einer kleinen Gesellschaft, wie die hiesige, ihre gute Erziehung und ihr Character sie berechtigen sollte.

Ein anderer Kreis sind die Radikalen, welche ich gewöhnlich nicht anders erwähnen höre, als »die Schurken", »die Kerls« oder mit sonst einer Benennung, welche die größte Verachtung und den höchsten Widerwillen ausdrückt. Es sind diejenigen, welche dieses Land in eine Republik, wie die der vereinigten Staaten, umgewandelt sehen möchten; einige wenige unter ihnen sind Männer von Talent und Erziehung, doch bis jetzt sind sind sie weder einflußreich noch bedeutend.

Unter allen diesen Parteien herrscht ein allgemeiner Ton der Klage und der Unzufriedenheit — ein gegenseitiges Mißtrauen — eine Zagheit und Lässigkeit, deren

Ursache ich nicht auffinden konnte. Selbst diejenigen, deren Herz und Gefühl sehr enthusiastische Gesinnungen für Großbritannien hegen, welche aufrichtig glauben, daß das wahre Interesse der Colonie es erfordere, unter der Controle des Mutterlandes zu stehen, sind eben so unzufrieden als die andern. Sie klagen mit Bitterkeit über die Unwissenheit der Coloniebeamten in England in allem, was das wahre Interesse des Landes betrifft. Sie schreiben den Mangel an Capital zu großartigen Verbesserungen nicht dem Mißtrauen in die Hülfsquellen des Landes zu, sondern dem Mangel an Vertrauen in die Maaßregeln des Gouvernements und in die Sicherheit des Eigenthums.

Um die verschiedene Stimmung, welche hier herrscht, zu verstehen, muß man den Unterschied zwischen den zwei Provinzen Ober- und Unter-Canada wohl vor Augen haben. Der Plan, sie einmal wieder unter eine Regierung mit einer Central-Hauptstadt zu vereinigen, wird sehr von denjenigen bestritten, deren persönliches Interesse durch einen Wechsel des Gouvernementssitzes leiden würde. Ich hörte einige Personen so weit gehen, zu behaupten, daß wenn die Vereinigung der beiden Provinzen durch das Gesetz eingeführt werden sollte, so würde das genügen, den Einzelnen von seiner Verbindlichkeit gegen das Gesetz freizusprechen. Auf der andern Seite hat diese Maaßregel in beiden Provinzen sehr

mächtige Vertheidiger *) und wenn man über die Landkarte dieses schönen und großen Landes hinblickt, und die ganze Geschichte desselben lies't, so scheint es, als ob eine politische Eintheilung in fünf Provinzen, deren jede ihren unabhängigen Gouverneur und ihre eigene Regierung, so wie ihre eigene Correspondenz mit der Colonial-Verwaltung hätte, ihre Local-Gesetze und Local-Abgaben, das Colonial-Patronat sehr erhöhen würde, und vielleicht die Unterwürfigkeit des Ganzen gegen die brittische Krone fester und sicherer stellen. Würde dies aber nicht auch Local-Absonderungen und Eifersuchten vermehren, die getheilten Interessen aufrecht erhalten, die Ressourcen verringern und die Verbesserungen des Landes nach einem großen Maaßstabe verhindern? —

Ich thue aber wohl, hier inne zu halten, da Dieses über meine Schranken hinausgeht. Ich gehöre nicht zu denen, welche die weise Meinung aussprechen, daß Frauen nichts mit der Politik sollen zu thun haben; im Gegentheil! doch meine ich ganz ernstlich, daß Niemand, sei es nun Mann oder Frau, über das sprechen und schreiben sollte, was er nicht versteht. Ich habe aber meine eigenen Ansichten über diese Dinge, obgleich wir nie entdecken konnten, weder zu meiner eigenen Befriedigung noch zu der Ihrigen, ob ich Whig, Tory oder Radical

---

*) Ein sehr gescheutes Urtheil wurde hierüber im Quebecker Merkur 1837 publicirt.

bin. Ich erkenne in der Politik nur zwei Parteien an; diejenigen, welche hoffen, und die, welche fürchten. In der Moral auch nur zwei Parteien, die, welche lügen, und die, welche wahr sind, und die ganze Welt theile ich in diejenigen, welche lieben und in die, welche hassen. Diese sehr verständliche Eintheilung erspart mir viel Mühe und entspricht ganz meinem Zwecke der Bewunderung.

Den 18ten Februar.

Toronto ist als Wohnort, mit andern Wohnorten verglichen, schlechter und besser. Schlechter ist es insofern, als es von allen Vortheilen der höchsten Civilisation entfernt ist, während es von allen ihren Uebeln und Thorheiten angesteckt wurde; und es ist besser, weil es, obgleich ein kleiner, doch auch ein junger Ort ist, und weil es, trotz seiner Bemühung rückwärts zu sehen, anstatt aufwärts, doch vorwärts kommen muß; es kann einst noch das denkende Haupt und das fühlende Herz einer großen, weisen und glücklichen Nation werden; wer weiß? Und es gab Augenblicke, in denen, wenn ich es aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, es selbst für mich ein Interesse bekam. Aber jetzt ist Toronto in einer falschen Stellung, wie ein Jüngling, der das reifere Alter nachäfft, oder vielmehr wie der kleine Junge aus Hogarths Gemälde, der eine Weste mit langen Klappen

trägt, nebst Manschetten und aufgekremptem Hut und dabei nach einem Butterbrote schreit.

Mit den unendlichen Wäldern eine halbe Meile von uns entfernt, in welchen der rothe Mensch, der Wolf und der Bär hausen, bei einem gänzlichen Mangel an allen Mitteln zur gewöhnlichsten geistigen und moralischen Entwickelung, haben wir hier die Sucht nach dem Conventionellen in ihren drückendsten und lächerlichsten Formen. Wenn ich sagte, daß die Leute hier der Bildung und der Mittel, dieselbe zu erlangen, ermangelten, so ist das natürlich und begreiflich, und es wäre unvernünftig, es anders zu verlangen; wenn ich aber sage, sie ermangeln der Ehrlichkeit, so würden Sie mich verstehen, diese Leute aber würden es nicht, sie würden meinen, ich beschuldigte sie eines falschen Gewichts und der Betrügerei beim Kartenspiel. Insofern sind sie allerdings ziemlich ehrlich, bis auf einen gewissen Grad, doch hörte ich nie so wenig Wahrheit, noch fand ich irgendwo so wenig gegenseitiges Wohlwollen, als hier. Und woher kommt das? — Daher, weil man in diesem Orte, wie in andern kleinen Provinzialstädten unter dem Princip der Furcht lebt — Alle fürchten sich vor einander, und jedes fürchtet sich, sein eigenes Selbst zu zeigen; und wo viel Furcht ist, da ist auch wenig Wahrheit und wenig Liebe.

Ich las heute Morgen von der Maria d'Escolar, einer spanischen Dame, welche zuerst einige Körner Weizen

in die Stadt Lima brachte. Während drei Jahren theilte sie den Ertrag aus, indem sie davon dem Einen zwanzig Körner, dem Andern dreißig gab, und so weiter. Daher kommt alles Getreide in Peru.

Giebt es denn Niemand, der einige Körner Wahrheit nach Toronto bringen will?

Den 21sten Februar.

Die Monotonie dieser meiner sehr monotonen Existenz wurde in der letzten Nacht auf eine fürchterliche Art unterbrochen. Ich war früh auf mein Zimmer gegangen, und hatte meiner Dienerin gerade geklingelt, als ich ein seltsames Leuchten durch die Atmosphäre bemerkte. — In den untern Theilen der Stadt wüthete ein Feuer. Ich blickte hinaus! es war Vollmond, glänzender, als je in unserm lieben wolkigen England, zeigte derselbe sein schönes Antlitz, und eben so ruhig wie Sie ihn im Mittelländischen Meere sehen werden, blickte er herab auf die schneeige Landschaft, und auf die eisige Bai, welche wie ein silbernes Tuch erglänzte. Und auf der andern Seite des Himmels war Alles Schrecken und Tumult, und Wolken von Rauch mit Feuersäulen gemischt stiegen in die Höhe empor. In der Ferne trommelte die Garnison zu den Waffen und die Glocken läuteten; doch hier, rings um mich herum, war kein lebendes Wesen zu sehen, und die Schneefläche war still wie der Tod.

Feuersbrünste sind in Toronto nichts Ungewöhnliches, da die Häuser größtentheils aus Holz erbaut sind; man hat beinahe ein oder zwei Mal wöchentlich solchen Schrecken, und im Lauf des Winters brennen meistens sechs oder acht Häuser ab. Doch dieses Mal war augenscheinlich das Feuer größer als gewöhnlich. Da ich, nachdem ich mich erkundigt, erfuhr, daß die ganze Hausmannschaft, ausgenommen meine Dienerin, dem Schauplatz der Thätigkeit zugeeilt war, so bereitete ich mich auch zu folgen, denn es war mir unmöglich, hier zu bleiben und müssig den Flammen zuzusehen, und in Unwissenheit und Erwartung dem fernen Geschrei zu lauschen. Das Feuer war in der Hauptstraße ausgebrochen (in Kingsstreet) und fünf Häuser brannten zu gleicher Zeit. Ich fand meinen Weg durch die mit Schnee angehäuften menschenleeren Straßen, in eine Art von Garten, der hinter den brennenden Häusern lag. In der Mitte desselben war ein Haufen Hausgeräths aufgeschichtet, und eine arme Frau, welche dabei Wache hielt, stand beinahe bis an die Kniee im Schnee. Ich stellte mich oben auf eine Bettstelle, und lehnte mich an ihre Schulter, und so blieben wir, bis die ganze Reihe der Gebäude eingefallen war. Die Irländer (Gott segne meine Landsleute, denn bei allen guten und bei allen dummen Streichen, bei Vergnügen wie bei Gefahr, kann man sicher sein, daß sie die ersten sind) wagten hier ihr Leben sehr muthig; ihre dunkeln Gestalten bewegten sich zwischen

den brennenden Balken hin und her, ihre schönen Stellungen und die Sorglosigkeit, mit welcher sie sich in die schrecklichsten Lagen hineinstürzten, wurde für mich am Ende zu fürchterlich aufregend. Ich war selbst so nahe, und die Flamme war so stark, daß auf der einen Seite mein Gesicht versengt und voll Blasen war.

Während der ganzen Zeit stand die arme Frau, auf deren Schulter ich mich stützte, still und bewegungslos, mit scheinbarer Ruhe ihr brennendes Haus betrachtend. Ich erinnere mich, daß ich zu ihr sagte: »Aber das ist ja fürchterlich, so dabei zu stehen und zu sehen, wenn das eigene Haus und Eigenthum so vernichtet wird!« Und sie antwortete: »Ja Ma'am, aber ich kann sagen, es wird etwas Gutes daraus entstehen; Alles führt zum Besten, wenn man es nur immer wüßte. Und nun, wo Jemmy in Sicherheit ist, kümmere ich mich nicht um das Uebrige.« Jemmy war aber nicht ihr Sohn, wie ich später ausfindig machte, sondern ein armer Waisenknabe, dessen sie sich angenommen hatte.

Im Anfange hatte es an Wasser gemangelt, aber nachdem man ein Loch ins Eis der See gemacht hatte, wurde schnell und reichlich zugetragen. Alles würde gut vorübergegangen sein, wenn der plötzliche Einfall eines Rauchfangs nicht schreckliche Verletzungen angerichtet hätte. Ein armer Knabe war getödtet und viele Andere beschädigt, unter den Letztern war Hr. B... Nach diesem Unfall kehrte ich mit betrübtem Herzen nach Hause zurück,

und nahe bei dem Hause fuhr ein Schlitten im vollen Galop vor mir vorbei, auf welchem ich im Mondenlicht die ausgestreckte Gestalt eines Mannes erkannte, welcher die Hände über dem Kopf gefaltet hatte und entweder im Todeskampf lag oder schon todt war.

Als heute Morgen die Begebenheiten der vergangenen Nacht besprochen wurden, versuchten viele Leute sich durch die Versicherung zu trösten, daß, wie groß auch der Verlust und das Unglück der Privatpersonen sein möge, eine Feuersbrunst doch immer eine Wohlthat für Toronto wäre, da man sicher sein könne, daß ein Backsteinhaus sich an der Stelle eines hölzernen erheben würde. Das mag wohl der Fall sein; Backsteinhäuser sind gewiß besser als hölzerne und auch sicherer, doch kann ich nie als allgemeinen Grundsatz ertragen, daß das öffentliche Wohl auf das Unglück des Einzelnen begründet sei. Ich hasse diesen Lehrsatz und bin nicht durch dessen Logik zu überreden. In unseren jetzigen Staatsverfassungen ist es nur allzusehr Mode, die Menschen nur en masse zu berücksichtigen. So wunderbar und umfassend und über alles wichtig der große Bau der menschlichen Gesellschaft mit allen seinen verschiedenartigen Elementen, mit allen seinen großartigen Schicksalen auch sein mag, so ist es doch die Frage, ob er wohl vor Gott wichtiger, furchtbarer, großartiger dasteht, als jene geheimnißvolle Welt von Kräften, Neigungen und Streben, welche wir Menschen Seele nennen?

Sehen wir nicht im Gouvernement und in der Politik das Interesse der Vielen dem einiger Weniger geopfert; während in Allem, was die Gesellschaft betrifft, die Sitten und das Glück einzelner Individuen, dem der Menge zum Opfer gebracht wird? Beides ist nicht recht. Ich kann mich nie dazu bringen, ein gesellschaftliches System zu bewundern, in welchem die Ehre, die Rechte oder das Glück irgend eines Individuums, wenn auch des niedrigsten, einem künftigen oder allgemeinen Guten weichen muß. Es ist eine unchristliche Berechnung, und wird eben so unzulänglich befunden werden, als sie unchristlich ist.

Die Frauen haben vorzüglich das Recht, gegen diesen Grundsatz zu klagen; Moralisten und Politiker sagen uns geradezu, daß für das allgemeine Beste der Gesellschaft, und zufolge einer absoluten Nothwendigkeit, der fünfte Theil unseres Geschlechts verdammt sein müsse, als eine gesetzmäßige Beute dem andern zu verfallen, und also bestimmt sei, in Schande auf den Straßen und in Hospitälern zu sterben, damit die Tugend der Uebrigen erhalten und sowohl der Stolz als die Leidenschaft der Männer befriedigt werde. Ich empfinde aber ein bitteres Gefühl, wenn ich daran denke, daß dieses grausamste und nichtswürdigste aller conventionellen Gesetze einstmals an Denen gerächt werden wird, welche dasselbe aufrecht erhalten, und daß hier das Hinopfern einer gewissen Anzahl von dem einen Geschlecht zu der Befrie-

digung der erlaubten Ausschweifung des Andern, kein allgemeines Beste ist, sondern ein allgemeiner Fluch, ein Krebsschaden im Busen der Gesellschaft.

Dieses ist ein gehässiges Thema, — noch hassenswerther ist es, wenn man es mit lächelnder Leichtfertigkeit besprechen und zuweilen mit spröder oder arroganter Pruderie bei Seite legen hört. Wenn wir Frauen uns nicht den Muth nehmen, das Uebel anzuschauen und eine Abhülfe dafür, ein Gegenmittel in uns selbst zu finden, so weiß ich nicht, woher ein solches kommen sollte.

F. erzählte mir gestern eine Geschichte, welche ich versuchen muß Ihnen mitzutheilen, wenn ich die passenden Worte dazu finde; dieselbe ist wieder ein Beweis, daß die Wirklichkeiten des Lebens alle Erfindungen übertreffen; ich habe mit diesen meinen Augen mehr Trauerspiele und Romane angesehen, als ich zu enthüllen wage — und wer that das nicht?

F. erzählte mir, daß, als er in der Armee der niederen Provinzen diente, ein junger Offizier, einer seiner Freunde (er nannte den Namen) ein sehr hübsches Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren von ihren Eltern entführte. F. kannte ihre Familie, welche sehr achtungswerth war, und suchte sie zu retten; doch umsonst! Nach einigen Monaten wurde der Offizier seines Opfers überdrüssig, und trat sie einem andern Offizier seines Regimentes ab. F. that wieder einigen Einspruch, und das arme Mädchen kehrte auf einige Zeit zu ihren Eltern

zurück, welche sie froh und dankbar aufnahmen. Aber sie war für ihre Heimath verdorben, und ihre Heimath war es für sie; die Quellen der unschuldigen Freude waren vergiftet; und warum sollten wir uns darüber wundern und darüber schmähen, wenn ein weibliches Wesen, welches einmal die Schmeicheleien und Liebkosungen der Liebe gekannt hat, es hart findet, ja sehr hart, sich auf einsame, arbeitsame, freudenlose Tage und Nächte zu beschränken? Nach einiger Zeit fand der Obrist des Regiments Mittel, sie wieder ihrer Heimath zu entlocken, er faßte eine große Neigung zu ihr, und sie war ihm treu ergeben, so daß er sie mit nach England nahm.

Jahre waren verflossen, als S., welcher die Armee verlassen hatte, auch nach England zurückkehrte. Während er London durchstreifte, wie alle jungen Leute es zu thun pflegen, wenn sie lange vom Mittelpunkt der Freude und Ausschweifung entfernt waren, begab er sich eines Abends nach einem Mittagsessen im Gasthof in ein Haus von schlechtem Ruf; und ein unglückliches Weib der Anstalt wurde ihm zur Gefährtin gesandt. Als sie in die Stube trat, fuhr S. erschrocken vom Sopha auf, denn er erkannte in dem schamlosen degradirten, abgemagerten, in Flitterstaat gekleideten Geschöpf das arme Kind, das er in Canada verführt. Doch die langen Jahre des Lasters und des Elends hatten sie nicht ganz abgehärtet. Beide standen sich einige Minuten lang gegenüber und blickten stillschweigend einander an (und wer kann sa-

Bayerische Staatsbibliothek München
ausgeschieden

gen, was in jenen wenigen Minuten in der Seele eines Jeden vorging), dann fiel das unglückliche Mädchen bewußtlos zu Boden.

Er hob sie auf, und in der Reue und Todesangst des Augenblicks bot er ihr Alles an, was er in der Welt besaß — eine armselige Entschädigung! — Er beschwor sie, nach Canada zurückzukehren, er wollte alle Ausgaben bestreiten und sie allem Mangel entrücken. Doch Alles war umsonst.

Nachdem der erste Ausbruch des Gefühls vorüber war, stieß ihn das unglückliche Mädchen mit dumpfer Verachtung und Verzweiflung von sich und weigerte sich, nicht allein in ihre Heimath, die sie geschändet hatte, zurückzukehren, aber auch irgend etwas von ihm anzunehmen und so verließ sie ihn. Er war es selbst, der diese Scene F. beschrieben hatte.

»Armer Mensch,« fügte F. hinzu, »er konnte sich lange nachher noch nicht erholen, er fühlte es sehr tief.«

»Armer Mensch!« — und doch war er zu bedauern; er hat ja das System, in welchem er erzogen war, nicht selbst gebildet.

»Was wurde aus dem Kapitain S.?« fragte ich.

»O! er hat sich sehr gut verheirathet, und ist jetzt ein achtungswerther, vortrefflicher Mann und Familienvater.«

»Er hat also Kinder?«

»Ja, mehrere.«

»Töchter?«

»Ja.«

»Ohne Zweifel, dachte ich, wird er diese recht in Acht nehmen.«

Und nun noch ein Wort hierüber, ehe ich meine Feder niederlege. Ich bin zwar schon sehr weit von der Feuersbrunst in Toronto abgekommen, — doch das hat nichts zu sagen.

Wie oft müssen wir nicht jenen falschen und niedrigsten der Gemeinplätze hören, daß Libertins und mauvais sujets unter den Männern immer von den Frauen begünstigt werden, selbst von den tugendhaftesten Frauen! Dieses ist so oft von Witzlingen und Spaßmachern gesagt und wiederholt worden, bis die thörichten Frauen die Sache für gegründet halten, und thörichte Männer nach solch einem Ruf streben, als nach einem Mittel uns zu gefallen. Welch ein Mann hat wohl je einer Frau gefallen, weil er ein Libertin war. Welche tugendhafte Frau hat denn einen Begriff von dem, was eigentlich ein Libertin ist? Welches junge, schöne Mädchen, die einen sehr angenehmen, wohlerzogenen jungen Mann als einen Libertin bezeichnen hört, kann sich die Sache selbst vorstellen? weiß sie, was das eigentlich bedeutet? Kann sie solch einem Mann mit ihren Gedanken folgen in sein tägliches Leben, in die erkauften Freuden, an die schändlichen Orte, die er aufsucht? Glücklicher Weise — oder sollte ich nicht vielmehr unglücklicher Weise sagen? —

hat sie keine Ahnung, keinen Begriff von alle dem. Wenn die Wahrheit ihr offen dargelegt würde, so würde sie zurückschaudern vor der Berührung eines solchen Geschöpfs, im gänzlichen Widerwillen, den ein Wesen, das reinen Herzens und reiner Seele ist, natürlicher Weise empfinden muß. Ihr Begriff von einem Libertin kommt der Wahrheit ungefähr eben so nah, wie der armen Minna ihr Begriff von einem Piraten. Und so wird das, was das Resultat der Unwissenheit, der Unschuld und der Reinheit der Frauen ist, sonderbarer Weise in einen Vorwurf gegen uns umgeschaffen.

Nein! es giebt nirgends Rettung für Frauen, als in uns selbst, in Selbsterkenntniß, Selbstvertrauen, Selbstachtung und in gegenseitiger Hülfe aus Mitleid. Nichts Gutes wird gestiftet durch den lächelnden Tadel, den wir dem leichtsinnigen Wandel der Männer zuwenden, während wir die Schwachen und Irrenden unsers Geschlechts in unwiederbringliche Verlorenheit hineinstoßen *).

---

*) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle von Henriette Martineau anzuführen, welche gedruckt wurde, nachdem dieses kleine Journal schon geschrieben war. —

»Bei der jetzigen Lage der Dinge ist das Einzige, was man thun kann, daß man das Ziel höher stecke; und daß die Selbst-Disciplin der ganzen Gesellschaft erstarke, indem ein Jeder sich bestrebt, so gut zu sein als er kann, und sich mehr auf das eigene Ringen nach Selbstvervollkommnung verlasse, als auf irgend eine glückliche Zusammenstellung der äußern geselligen Verhältnisse. Uns

Den 24sten Februar.

»Ce qui est moins que moi m'eteint et m'assomme:
Ce qui est à coté de moi m'ennuie et me fatigue.
Il n'y a que ce qui est au dessus de moi, qui me
Soutienne et m'arrache à moi-même.«

Dieses ist wahr — und wie wahr! und wie ich fühle, ist es noch viel hübscher gesagt, als ich es sagen könnte; und so geschah es denn, daß während der letzten paar in Krankheit und Einsamkeit verbrachten Tage ich mich in eine andere höhere Welt flüchtete, und meine Ideen über dieselbe Ihnen darbringe.

Ich habe wieder Iphigenia, Tasso und Egmont von Goethe gelesen.

Iphigenia ist ganz Ruhe, Tasso ganz innere Aufregung; Egmont ganz Handlung und Leidenschaft. Iphigenia beruht auf Anmuth und Größe der Form —

Frauen vorzüglich sollte man den freien Gebrauch jeder Kraft, die der Schöpfer uns gab, gestatten, es ist für die Tugend der Gesellschaft wesentlich nöthig, daß sie die freieste moralische Thätigkeit genießen können, und nicht durch Unwissenheit gefesselt, nicht durch eine Autorität eingeschüchtert werden. Denn es ist ein unbestrittenes und unbestreitbares Factum, daß, wenn die Frauen nicht schwach wären, die Männer nicht schlecht sein würden, und daß, wenn die Frauen recht reinen Herzens wären, der feigen Tyrannei, der Zügellosigkeit ein Ende werden müßte.

sie ist durch und durch statuenartig. Tasso ist der Kampf zwischen der poetischen und prosaischen Natur. Egmont ist das Werk der Wirklichkeit, ganz praktisch — selbst die Liebe ist es.

Ich legte Tasso aus der Hand mit der Tiefe der Bewegung, welche ich nur empfunden, nachdem ich Hamlet gelesen hatte, mit dem allein ich ihn vergleichen kann. Doch Tasso ist ein Trauerspiel, welches eine tiefe und vollkommene Wirkung hinterläßt, ohne die Dazwischenkunft irgend eines bösen Princips, ohne Dolch, ohne Tod, ohne Tyrannen und ohne einen Schurken! Die Wahrheit des Charakters der Leonore d'Este frappirte mich sehr; sie ist sich selbst treu als Charakter, aber auch treu alle dem, was wir von ihrer Geschichte wissen. Der Schatten, den eine verborgene Liebe über die sonst so zu durchschauende, krystallartige Einfachheit ihrer Seele geworfen, ist sehr anziehend — noch anziehender durch den Contrast mit ihrer Freundin Leonore Sanvitale, welche sich mit der Absicht befreundet, den Tasso mit echt weiblicher Schlauheit und sentimentaler List zu entfernen.

Warum vollenden Sie nicht die Uebersetzung des Egmont? Wer wird es je so ausführen, wie Sie es können? Welche tiefe Weisheit, welche Kenntniß der Natur in jeder Scene, und was kann schöner sein, als die zwei weiblichen Portraits — die kaiserliche herrschsüchtige Margarethe von Oestreich und das plebejische

Mädchen Clärchen. Der Charakter von Clärchen wird immer größer, je mehr ich ihn studire. Ist sie nicht eine niederländische Julietta, in ihrer zärtlichen Ungeduld, ihrem Eigensinn und in der Energie des Entschlusses, welche aus der Macht der Leidenschaft entspringt. Und ihre Neigung zum armen verstoßenen Geliebten, Brackenburg, den sie nicht lieben und nicht hassen kann; das Alles ist so weiblich und natürlich!

* * *

Iphigenia ist eine heroische Tragödie — Tasso eine poetische und Egmont eine historische. Clavigo ist, was die Deutschen eine bürgerliche Tragödie nennen. Ich las dieses Trauerspiel nicht wie ich den Tasso las, in das Ideal empor und auf Flügeln des Enthusiasmus schwebend, zwischen Himmel und Erde und Sternen, aber ich legte dieselbe mit einem tiefen Schmerz aus der Hand — ja, mit Schmerz; denn meine Empfindung war schlimmer und tiefer als eine bloße Rührung; doch ist es schwer, vom Clavigo wie von einem Kunstwerke zu sprechen. Die Einfachheit der Thatsachen, die alltäglichen Charaktere, die prosaischen Gefühle, der tiefe Ernst der Situationen sind beinahe zu wahr — sie werden wieder in unsere Herzen zurückgeführt zu unserer eigenen Erfahrung. — Sie sind gerade das, was, wenn wir es fühlen, wir am wenigsten auszusprechen

wagen. Die Scene zwischen Carlos und Clavigo, in welcher Carlos seinem Freunde abrathet, eine Frau zu heirathen, mit welcher er versprochen war, ist wunderschön! Wenn Clavigo einer bloßen Ueberredung nachgäbe, oder gewöhnlichen Gründen, so wäre es ein verächtlicher Mensch — wir würden kein Interesse für ihn fühlen, und er würde auch den Verstand verleugnen, mit welchem er ausgestattet wurde. An diesen Verstand wendet sich Carlos. Seine Gründe sind von einem Gesichtspunkte aus, nämlich von dem der gesunden Vernunft, nicht zu bestreiten. Sein Vernünfteln, welches aus Ueberzeugung entspringt, ist die Vernunft selbst. Was kann klüger sein, als seine Berechnung, was unleugbarer und wahrer, als seine aufgestellten Sätze? Seine Rhetorik, von wahrer Freundschaft eingegeben und voll Feuer und Leben, ist hinreißender durch die Aufrichtigkeit des Gefühls, als durch die Beredsamkeit; und seine sarkastischen Bemerkungen über die Maria Baumarchais und ihren Mangel an äußerer Schönheit, ihre Kränklichkeit und fremde Manieren, über den Effect, den sie in der Gesellschaft als seine Frau hervorbringen wird, und was für ein Hemmschuh sie seiner Freiheit und seinem Ehrgeize sein würde, Alles ist so wohl bedacht, so wohl gemeint, so wohl begründet, daß, weit entfernt, den Carlos zu hassen und den Clavigo zu verachten, wir Angst empfinden und Mitgefühl und wie fest gezaubert sind. Ein Jeder, welcher dieses

Stück lies't, muß eingestehen, und zwar mit innerm Schaudern, daß es möglich sei, daß er selbst diesen conventionellen Vernunftgründen und dieser weltlichen Logik würde nachgegeben haben, und wenn es auch nur in der Ermangelung guter Gegengründe gewesen wäre. Das Einzige, was bei Carlos' bewunderungswürdigen Vernünfteleien und Berechnungen fehlt, ist Natur und Gewissen, welche, wenn sie beide vereint sind, von der Welt mit dem Worte romantisch bezeichnet werden. Doch noch nie wurden die Gefühle und Eingebungen unserer Natur ungestraft übertreten, noch nie wurde die Stimme des Gewissens zum Schweigen gebracht, ohne daß eine Vergeltung drauf erfolgt sei. In der Tragödie erfolgt die Catastrophe gleich und schrecklich; im wirklichen Leben könnte sie in irgend einer andern Gestalt erscheinen, oder später, aber sie wird kommen — da ist kein Zweifel.

Den 25sten Februar.

Die Anklage, welche häufig gegen Goethe gerichtet worden ist, daß, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Bewunderung für die Frauen in allen seinen Werken, er willkürlich und systematisch die Weiblichkeit herabgezogen habe, ist nach meiner Meinung nicht gerecht. Er ist ohne Zweifel nicht so universal als Shakspeare, nicht so ideal als Schiller; doch obgleich er wohl eine erhabenere und großartigere Ansicht des Geschlechtes hätte

aufnehmen können, so sind doch seine Schilderungen einzelner Frauen eben so wahr, als die Wahrheit selbst. Sein Begriff von Frauen im Allgemeinen glich dem, den Lord Byron hegte, und war etwas orientalisch und sultanartig. Er hat etwas vom Pascha-Glauben. Eine meiner Freundinnen, welche Goethe sehr genau gekannt hatte, sagte mir: »Er hatte keinen Begriff von Heldenfrauen; in der Poesie fand er dieselben unnatürlich, und in der Geschichte falsch. Für Schilderungen, wie die der Johanna d'Arc und Stauffachers Weib in Wilhelm Tell, hatte er weder Glauben noch Sympathie.«

Seine einzige heroische und ideale Schöpfung ist Iphigenia, und sie ist so vollkommen und so rein, wie ein Meisterstück der griechischen Bildhauerkunst. Ich meine, das ist ein Beweis, daß, wenn er auch den activen Heroismus der amazonenartigen Frauen nicht liebte oder nicht verstand, er doch einen sehr erhabenen Begriff von dem passiven Heroismus der weiblichen Natur hatte. Die Basis eines Charakters ist Wahrheit. Dieses Drama ist der Triumph der unbefleckten, unwandelbaren Wahrheit. Man hat gesagt, daß Goethe in diesem Charakter das Portrait der Großherzogin Louise von Weimar beabsichtigt habe. Die Absicht des Dichters bleibt zweifelhaft; doch scheint es, als ob vom ersten Augenblick an die Aehnlichkeit allgemein anerkannt wurde. Welch ein schönes Zeugniß war diese Anerkenntniß für die Herzogin! — Durch die Wahrhaftigkeit, durch die unwandel-

bare Redlichkeit in Wort und That, und nicht durch glänzende Eigenschaften des Geistes oder einschmeichelnde Manieren hatte sie über den Zorn gesiegt und Napoleons Achtung errungen; die Achtung eines Mannes, welcher öffentlich die Frauen verachtete und dessen Instructionen an seine Minister und Gesandten immer mit den Worten endigten: »Soignez les femmes« liefert einen inhaltsschweren Commentar über unsere falsche Stellung und furchtbare Macht.

Den 27sten Februar.

Ich habe diesen Morgen den Besuch eines Mannes gehabt, mit welchem ich Sie näher bekannt machen muß. Mein Freund, der Oberst F., würde mir überall gefallen haben, hier aber ist er wirklich unschätzbar.

Kennen Sie jenes lyrische Gedicht von Wordsworth? the reverie of poor Suzan, in welchem er die innere Bewegung eines armen Dienstmädchens vom Lande beschreibt, deren Schritte in Cheapside durch den Gesang eines eingesperrten Vogels gehemmt wurden.

'tis a note of entchantment — what ails her? she sees
A mountein ascending, a vision of trees;
And a single small cottage, a nest like a doves,
The one only dwelling on earth that she loves!
She looks and her heart is in heaven! *)

---

*) Uebersetzung. »Es ist ein Zauberton — was fehlt ihr? Sie sieht, als sie einen Berg ersteigt, eine Vision von Bäumen, eine einzige kleine Hütte gleich einem Taubennest,

Und wie nahe sind sich alle Menschenherzen in ihren natürlichen Eingebungen und Sympathieen verwandt, und was für eine unfehlbare allgemeine Quelle der Poesie sind diese selbst in ihren einfachsten Gestaltungen. F. erzählte mir heute, daß einst, als er in eine Nebenstraße dieser kleinen Stadt eingebogen habe, er dicht neben sich eine Lerche hätte singen hören. (Nun muß man wissen, daß es in Canada keine Lerchen außer denen giebt, welche von dem Continente herübergebracht sind.) F. soll mit seinen eigenen Worten erzählen.

»So Ma'am, als ich die Stimme des Vogels in der Luft hörte, schaute ich aus natürlichem Instinkt in die Höhe nach dem Himmel, obgleich ich wußte, daß dieselbe nicht von dort kommen konnte; dann blickte ich nach dieser Seite und dann nach jener, und endlich sah ich das kleine Geschöpf auf seiner Rasenscholle sitzend im kleinen Käfig, und dort sang und zwitscherte es weiter und ich stand stockstill und lauschte mit dem Herzen. Nun! ich weiß nicht, was es war, das über mich kam, aber Alles schien sich vor meinen Augen zu verändern, und ich war wieder im alten Irland, und meine Heimath war um mich her, und ich war wieder ein wilder Springinsfeld von einem Jungen, und lag auf dem Rücken am Hügelabhang oberhalb meiner Mutter Hütte und beobachtete, wie ich es sonst zu thun pflegte, die

---

die einzige Wohnung auf Erden, die sie liebt! Sie schaut, und ihr Herz ist im Himmel.«

Lerche, welche singend über meinem Kopfe herumkreiste, so daß ich meine Augen anstrengte, um mit denselben ihr zu folgen, bis sie im blauen Himmel verschmolz — und da — werden Sie es glauben — Ma'am? ich stand wie ein alter Narr, dem Vogelgesang lauschend, wie in einem Traume verloren, und ich glaube, ich hätte dort bis heute stehen können.« Und die Augen des rauhen Kriegers füllten sich mit Thränen, während er sich selbst auslachte und gar nicht inne wurde, daß er lauter Poesie gesprochen, eben so wenig als Herr Jourdain wußte, daß er Prosa sprach.

Oberst F. ist ein Soldat de fortune, welche Benennung wenigstens in seinem Fall bedeutet, daß er dem Glücke nichts verdankt, sondern alles seinem guten Herzen, seinem gesunden Verstande und seinem tapfern Schwerte. Er war der Sohn eines irländischen Klein-Häuslers (und rühmt sich dessen) auf den Gütern des Ritters von Glyn. Mit funfzehn Jahren schulterte er eine Muskete, und trat in das Regiment, welches nach Holland beordert war, zur Zeit, als der Herzog von York dem Dumourier gegenüberstand. Die einzigen Bücher, welche er damals gelesen, waren: Die sieben Streiter für das Christenthum und die sieben weisen Lehrer. Den Kopf voll ritterlicher Beispiele, gedachte er, das erste Schlachtfeld muthig zu betreten, sich gelobend, daß, wenn es da einen Drachen zu bekämpfen gäbe oder einen Riesen herauszufordern, so

würde er der Mann sein, der es thäte! — Er wollte auf jeden Fall irgend eine tapfere That verrichten, irgend eine große Waffenthat, welche die Welt in Erstaunen setzen und ihn auf dem Fleck zum Hauptmann creiren sollte. Dann beschreibt er mit vielem Humor und Gefühl sein großes Erstaunen und seine Betrübniß, als er das mechanische Gemetzel eines modernen Schlachtfeldes so ganz von dem Bilde seiner Phantasie verschieden fand; als er sich ein Glied in der Masse sah, in welcher das Herz und der Arm des Einzelnen, wenn auch noch so edel, noch so stark, doch für nichts gilt; gezwungen, stillzustehen und auf das Commandowort loszufeuern; — das Erstarren, welches dieses Commandowort seinem Herzen mittheilte, und dann seine Empfindung, als der Kamerad an seiner Seite als zuckender Leichnam ihm vor die Füße fiel; — Alles dieses beschrieb er mir mit der Lebendigkeit eines Malers, und mit einer Einfachheit, welche sehr unterhaltend war. Später wurde er gefangen genommen, und damals war er so von dem Gedanken gedrückt, daß es eine Schande sei, gefangen und entwaffnet zu werden, und indem er an die Entehrung und den Kummer seiner Mutter dachte, daß er in Versuchung war, einen Selbstmord nach der alten römischen Art zu begehen. Als er aber einen Lieutenant seines Regiments auch als Gefangenen eingebracht sah, dachte er anders hierüber. Eine Entehrung, welche der Lieutenant mit Philosophie erträgt,

könne, wie er meinte, von einem Subalternen auch ertragen werden, denn damals, in einem Alter von achtzehn Jahren, war er schon Sergent.

Er wurde nachher ausgetauscht und mit seinem Regiment (das neunundvierzigste) nach Canada beordert. Er erhielt eine Stelle als Lieutenant im selben Regiment nur wegen seiner Tapferkeit und seines Verstandes; denn da seine Besoldung nicht hinreichend war, um ihn in Stand zu setzen, gleich seinen Kameraden zu leben und seine Equipirung zu bezahlen, so war die Beförderung, welche er durch sein gutes Betragen erworben hatte, lange Zeit für ihn die Quelle großer Verlegenheiten. Während des letzten amerikanischen Krieges verrichtete er eine sehr glänzende That, für welche seine Ernennung zum Hauptmann auf dem Schlachtfelde erfolgte. Gleich nachdem er dieselbe erhalten, setzte er seinen Commandeur sehr in Erstaunen, als er um Urlaub bat, obgleich noch eine Schlacht in wenigen Tagen erwartet wurde. Das Verlangen war in der That so außerordentlich, daß der General Sheaffe sich besann und es abschlug. F. versicherte, daß, wenn man ihm sein Gesuch gewährte, er in drei Tagen wieder im Hauptquartier sein würde; wenn man es ihm aber abschlüge, so würde er ohne Urlaub gehen. »Denn,« sagte er mir, »ich war toll, und die Wahrheit Ma'am ist, daß ein kleines Mädchen lebte, das ich liebte; und ich wußte, daß, wenn ich sie heirathen könnte, ehe ich

getödtet würde, sie die Pension einer Kapitäns-Wittwe erhalten müßte. Es war Alles, was ich ihr hinterlassen konnte, und es würde für mich von einigem Trost gewesen sein, obgleich nicht für sie, die arme Seele!«

Der Urlaub war zugestanden. F. bestieg sein Pferd und ritt hundert und funfzig Meilen in sehr kurzer Zeit, heirathete sein kleines Mädchen und kehrte am folgenden Tage zu seinen Pflichten zurück, um noch einer Schlacht beizuwohnen, in welcher er jedoch nicht getödtet wurde, sondern am Leben blieb, um Vater einer schönen Familie von vier braven Söhnen und einer lieblichen Tochter zu werden.

Diejenigen Männer, welche mich im Leben am meisten interessirt haben, waren immer solche, welche sich selbst erzogen hatten und als Originale bezeichnet wurden. Dieser liebe gute F. ist originalissimo. Vor einiger Zeit unterhielt er mich und gab mir zugleich einen sehr lebhaften Begriff von dem unvermeidlichen Schaden des Krieges, indem er mir beschrieb, wie er einst in einer Kirche in Flandern einquartiert gewesen sei. Als die Soldaten diese ihre Wohnung in Besitz nahmen, begannen sie damit, den Gotteskasten zu erbrechen und die Sakristei zu berauben. Dann zerbrachen sie die Stühle und Bänke, um ein Feuer zum Kochen ihrer Ration zu machen, und da das nicht genügte, wurden die hölzernen Heiligen und die Altäre von geschnitztem Holz eingerissen. Da sie sich von dem Rauch belästigt

sahen, kletterten einige Soldaten an den hervorragenden Verzierungen hinan und schlugen die Fenster ein, welche aus gemaltem Glas bestanden, damit die Luft hereindringen und der Rauch hinaus könne. Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang verließen sie das Heiligthum der Religion und Kunst als eine schlechte verunstaltete Ruine. Ein ganzes Jahrhundert kann diese Entweihung und Zerstörung einiger Stunden nicht wieder gut machen.

»Sie müssen uns arme Soldaten nicht zu hart beurtheilen,« setzte F. hinzu, als wenn er einen Blick beantwortete, dem ich nicht Worte gab. »Ich hatte wohl ein gewisses instinktartiges Bewußtsein von dem Schaden, den wir anrichteten, doch war ich gewiß der Einzige, der dieses empfand; sie wußten es nicht besser, und das precäre Leben des Soldaten giebt ihm die Gewohnheit, Alles dem gegenwärtigen Moment zu opfern, und eine gewisse Fühllosigkeit gegen das Leiden und die Zerstörung, welche, wenn dem augenblicklichen Mangel abgeholfen ist, im nächsten Augenblick aus dem Gesicht verloren und vergessen wird. — Ich weiß nicht, warum ich nicht ganz so unempfindlich war, als die Uebrigen, es müßte denn durch Gottes Güte gewesen sein. Als Knabe war mein erstes Gefühl die Liebe zu meiner Mutter und dann Dankbarkeit gegen Gott, daß er mich geschaffen und aus dem Nichts ins Dasein gerufen hatte. Mein erster Gedanke war: was ich thun könne,

um ihm zu gefallen. Nun konnte ich aber trotz Allem, was die Priester sagten, doch nicht begreifen, wie Fasten und Beten ihm wohlthun sollten, so schaute ich in der Fülle meines Herzens um mich herum, um zu sehen, was noch anders zu thun sei, und ich glaube, es war eine Stimme in mir, welche mir immer zuflüsterte: »thue deinem Nächsten wohl, thue deinem Nächsten wohl!«

Mit solch überströmender Güte, mit der furchtlosen Energie des Charakters in seiner ganzen Excentricität, mit dem feinen Gefühl der Poesie und mit dem blinden Muth seines Vaterlandes können Sie sich nicht wundern, daß dieser brave Mann mich sehr interessirte; leider kann ich ihn selten sehen, da sein Leben ein Leben von unausgesetzter Beschäftigung ist.

Den 1sten März.

In den verschiedenen Zweigen der Kunst hält jeder Künstler sein Fach für das höchste, und ist mit dem Gedanken von dessen Werth und von den Leistungsfähigkeiten, die er am besten versteht und am weitläufigsten studirt und entwickelt hat, erfüllt. »Aber,« sagt Doctor Chalmers, »wir müssen von jedem Menschen das Zeugniß über den Werth dessen, was er kennt, annehmen und das Zeugniß eines Jeden über den comparativen Unwerth dessen, was er nicht kennt, verwer-

fen.« Denn nicht nur, daß er die eigenthümliche Art, wie er seine Kunst treibt und aus übermäßigem Enthusiasmus überschätzt (keine Kunst, wenn man sie ausschließlich als ein Mittel für die menschliche Freude und Besserung betrachtet, kann überschätzt werden), so pflegt noch so ein einseitiger Künstler aus Unwissenheit die Betreibung der andern Künste, welche von der seinigen bedeutend abweicht, gering zu schätzen.

Von allen Künstlern sind Musiker diejenigen, welche am ausschließlichsten ihrer eigenen Kunst ergeben sind und an einem Mangel an Sympathie leiden, ja sogar der Verachtung für die anderen Künste unterworfen sind. Ein Maler hat mehr Sympathie für den Musiker, als der Musiker für einen Maler. Vernet pflegte seine Staffelei in Pergolesi's Zimmer zu bringen, um neben dessen Instrument zu malen, und pflegte zu sagen, daß er einige seiner schönsten Himmel den begeisternden Harmonien seines Freundes verdanke. Pergolesi hingegen fühlte vielleicht nie irgend eine Harmonie, als die seiner eigenen herrlichen Kunst.

Aspasia sagt: »derjenige, welcher nicht die Musik liebt, ist ein Thier von einer gewissen Art, und derjenige, welcher die Musik zu sehr liebt, ist ein Thier von einer andern Art, dessen Gehirn noch kleiner als das einer Nachtigall ist, und sein Herz kleiner als das einer Eidechse.« Im Uebrigen verweise ich Sie auf eine sehr merkwürdige Stelle in Perikles und Aspasia, welche

eine sehr strenge Schmähung nicht allein gegen die Musiker, sondern auch gegen die Musik enthält, und welche sehr geschickt schließt: »Panenus sagte dies: Laßt uns nie ein Wort davon glauben!« Es ist nur allzuwahr, daß einige sehr ausgezeichnete Musiker, unwissend, sinnlich und ausschweifend gewesen sind, doch giebt es Ausnahmen genug von dem Tadel des Panenus, um zu beweisen, daß Unklugheit, Unmäßigkeit und gourmandise »sich nicht immer und nicht nothwendiger Weise bei dem heiligen Strome der Musik finden.« Die Musiker sind nicht selbstsüchtig, sorglos, sinnlich, unwissend, weil sie Musiker sind, sondern weil sie wegen einer mangelhaften Erziehung nichts weiter sind als Musiker. Die deutschen Musiker sind gewöhnlich moralischere und intelligentere Männer als die englischen und italiänischen, deshalb hat ihre Musik auch einen höheren Schwung genommen, und ist geistiger als die Musik anderer Länder. Die Musik als Kunst hat sie nicht herabgezogen, sie haben aber die Musik erhoben.

Man würde die Güte des Schöpfers anfechten, wenn man glaubte, daß ein moralisches Uebel unzertrennlich mit irgend einer der schönen Künste verknüpft sei — am wenigsten mit der Musik — welche die Seele der physischen Welt ist, wie die Liebe die Seele der moralischen.

Der ausgezeichnetste und geistreichste Musiker, den ich je gesehen habe, ist Felix Mendelsohn. Ich weiß

nicht, ob er selbst oder irgend ein Anderer, mir von einem Briefe erzählt hat, den Karl von Weber an ihn gerichtet haben soll mit der Mahnung, daß er niemals die höchste Ehre in seiner Profession erringen könne, wenn er sich nicht auch der Tugend und der Sittlichkeit in seinem Leben befleißigte. »Ein großer Künstler, sagte Weber, sollte auch ein guter Mensch sein.«

Da ich einmal im Zuge bin, muß ich Ihnen einige musikalische Reminiscenzen mittheilen, ehe meine Finger ganz erstarrt sind.

Ich hatte einst ein Gespräch mit Thalberg und Mendelsohn über die nichtsbedeutenden Namen, welche Musiker oft ihren Werken geben, wie z. B. Concerto in F., Concerto in B., erste Symphonie, zweite Symphonie u. s. w. Mendelsohn meinte, daß, obgleich der Componist beinahe immer irgend einen Hauptgedanken habe, so würde es doch sehr schwierig, ja beinahe ganz unmöglich sein, einen Titel zu geben, der deutlich genug wäre, um denselben Gedanken oder dasselbe Gefühl der Seele des Hörers zuzuführen.

Die Musik kann aber in allen Menschen, ausgenommen in den Musikern, nur durch Ideenverknüpfungen Gedanken geben oder vielmehr Bilder erwecken; sie kann das Vergnügen gewähren, welches die richtige Uebereinstimmung der musikreichen Töne dem empfänglichen Ohr geben muß, doch die Verbindung der Gedanken und Gefühle, wenn eine solche existirt, muß ganz

zufällig sein. Man erzählt uns, daß Haydn, wenn er sich zum Componiren niedersetzte, erst in seiner Phantasie eine Geschichte bildete, — ein regelmäßiges Gewebe ersonnener Begebenheiten und Gefühle — denen er die auf einander folgenden Motive seines Concerto dann anpaßte. Wäre es nun nicht ein Gewinn gewesen, wenn Haydn seiner Composition solch einen Namen gegeben hätte, welche die Imagination des Zuhörers in dieselbe Richtung hineingezwungen hätte? Mendelsohn selbst hat das gethan in den Musikstücken, welche er mit dem Namen bezeichnet: die »Ouvertüre der Melusine,« »Ouvertüre zu den Hebriden,« »Meeresstille,« und glückliche Fahrt,« »der Bach« und noch andere, was gewiß besser ist, als Sonate No. 1, Sonate No. 2.

Man nehme z. B. die Melusine. Finden wir nicht in den Gedanken der Musik alle die Gedanken eines alten schönen Feenmährchens? Erst finden wir in der fließenden sich überall einmischenden Harmonie die elementartige Zartheit der Wassernymphen, dann das Sprudeln der Quellen und das Wogen der Wellen, dann die kriegerische Kraft des ritterlichen Geliebten, und die Macht des Ritterthums, welches über die sanftere und ätherischere Natur siegt; und dann endlich die Auflösung des Zaubers; das Verfließen, Verschwinden und in Stille Versinken des schönen Wassergeistes. Sie werden sagen, daß diese Schilderung eben so gut der

Undine entspricht; das thut aber nichts, wenn wir unsere Phantasie nur in die poetische Ideenverknüpfung gebracht haben, welche vorher in der Seele des Componisten gelebt hat. So könnten nicht allein Gedichte, sondern auch Statuen in Musik gesetzt werden. Ich nannte Thalberg die Aurora von Guido als ein gutes sujet. Ich würde mit einem langsamen gehaltenen und feierlichen Motiv beginnen, um die schlummervolle Weichheit jener thauigen Stunde auszudrücken, welche dem kommenden Tag vorhergeht, und welche im Gemälde über die ferne Landschaft brütet, die noch immer in Dunkelheit und Schlaf gehüllt ist; dann das sich Aufwärtsschleichen der wachsenden Dämmerung, das Erglänzen, das Beschleunigen alles Lebens, das Erwachen der Vögel, das Hereinbrechen des Sonnenlichts, das Rauschen von Hyperions Rossen durch den Himmel, der luftige Tanz der Stunden, und das Ganze müßte mit einem prächtigen Choral schließen, einem Triumph und Freudengesang, der von der ganzen Natur emporgesandt wird.

Und dann in demselben Geiste — nein, in seinem eigenen noch großartigeren Geiste — möchte ich Mendelsohn als Improvisator des Laocoon wissen. Da würde der Pomp und die Procession am Meeresufer beginnen, das Fließen der Wellen; die zwei Schlangen, welche auf deren schäumenden Häuptern einher gleiten, sich windend, emporrichtend und krümmend; der Schre=

cken, die Klage, der Lärm der Verwirrung, der Todeskampf, und dann nach einer tiefen Pause der Klagegesang und der Grabesmarsch; — das Ganze mit einer Hymne an Apollo schließend. Können Sie sich nicht ein solches Musikstück denken, und zwar von Mendelsohn componirt? und können Sie sich nicht die Möglichkeit denken, auf dieselbe Art Raphaels Cupido und Psyche oder seine Galatea oder die Gruppen der Niobe in Musik darzustellen. Die Niobe müßte sich herrlich zum Gegenstande eines Concerts oder einer Art von mythologischem Oratorium eignen.

Den 2ten März.

Als ich heute Boswell durchblätterte, kam ich an diese Stelle: »Johnson sagt: ich will nicht eine Gesellschaft vertheidigen, in welcher ein Uebereinkommen herrscht, daß das, was sonst nicht Recht ist, Recht sein soll. Aber ich behaupte, daß das einzelne Mitglied irgend einer Gesellschaft, welches das ausübt, was erlaubt ist, nicht schlecht sei.«

Was sagen Sie zu dieser Vernünftelei unseres großen Moralisten? Bringt er nicht unser ganzes Moralgesetz auf etwas bloß Conventionelles herab?

An einer andern Stelle fragt Dr. Johnson: in welchem Verhältniß das Klima Theil an dem zusammengesetzten System des menschlichen Lebens hat? Ich schaudere

während ich antworte: »bei einigen Individuen einen sehr großen Theil, mein lieber Doctor, und einen noch größern bei ganzen Menschenracen.«

Er sagte später: »ich gebe mich mehr mit Begriffen ab, als mit Thatsachen.« Es scheint, so mache ich es auch.

Er spricht von Männern, welche in der Conversation durch die Gegenwart der Frauen herabgezogen werden. — Ich dächte, eher hinaufgezogen, wo das moralische Gefühl im Spiel ist, und wenn sie in dem, was den Geist und das gesellige Interesse betrifft, herabgezogen werden, so ist es um so schlimmer für den Zustand der Gesellschaft.

Johnson wußte ganz und gar nichts über die Frauen. Einen Beweis davon liefert eine Behauptung unter vielen andern, welche noch beleidigender sind; »daß nämlich es einer Frau ganz gleichgültig sein könne, ob ihr Mann treu sei oder nicht.« Er sagt an einer andern Stelle: »Wenn wir Männer mehr Vollkommenheiten von den Frauen verlangen als von uns selbst, thun wir ihnen sehr viel Ehre an.«

Wirklich! wenn, indem ihr von uns eine größere Vollkommenheit verlanget, ohne uns jedoch eine höhere und edlere Natur zuzugestehen, so thut ihr uns keine Ehre an, sondern eine große Ungerechtigkeit. Und wenn ihr uns die höhere Natur zugesteht, so ist die Ungerech-

tigkeit um so größer. Hier, Doctor, ist ein Dilemma für Euch.

Von allen unsern modernen Autoren verstand Coleridge die wesentliche Natur der Frauen am besten, und hat die wahrsten und schönsten Worte über unser Geschlecht im Allgemeinen ausgesprochen. Und von allen unsern modernen Autoren ist Hazlitt am bemerkenswerthesten, wegen seiner gänzlichen Unkenntniß der Frauen, im Allgemeinen und im Einzelnen.

Charles Lamb ist von allen den Männern, mit denen ich je gesprochen, derjenige, welcher das mitleidigste, gütigste und ehrfurchtvollste Gefühl gegen Frauen hatte. Er äußerte aber diese Gefühle nicht wie Coleridge mit der ausgearbeiteten Beredsamkeit — sie strömten hervor aus seinem Herzen, wurden von seiner Zunge gestammelt, zuweilen in seltsamer Verkleidung ironischen Schmähens, und zuweilen in Worten, welche Thränen in die Augen lockten. Er schien uns nicht wie ein Dichter zu verstehen, noch wie ein Weltmann, sondern durch den niemals irrenden Instinkt des liebendsten und gütigsten Herzens.

Als Coleridge sehr antithesisch sagte, »daß die Schönheit des Frauencharakters darin bestände, charakterlos zu sein;« so vermuthe ich, es ist dasselbe, als wenn er gesagt hätte: »es ist die Schönheit des Diamanten, farblos zu sein;« denn er führt als Beispiel Orphelia und Desdemona an; und obgleich diese farblos in ihrer rei-

nen, durchsichtigen Einfachheit sind, so sind sie doch so weit als möglich davon entfernt, charakterlos zu sein, denn in der Eigenschaft selbst, farblos zu sein, besteht der Charakter.

Da ich von Coleridge spreche, fällt mir ein, daß ich von Ludwig Tink zuerst den Tod dieses wunderbaren Mannes erfuhr; und da ich auch »zu den Füßen des Gamaliel gesessen und seine Worte gehört hatte«, so gab mir diese Nachricht großen Schmerz. Ich erinnere mich, daß Tink, als er den Tod von Coleridge ankündigte, in seiner unvergeßlichen Art und Weise sagte: »Ein großer Geist ist von der Welt gegangen, und die Welt hat ihn nicht gekannt.«

Es giebt in Toronto zwei Damen, welche Treibhäuser haben, ein Beweis von dem Wachsthume des Reichthums, der Civilisation und des Geschmackes, den Sie sehr bewundern werden. Eine von diesen Damen hatte die Güte, als ich das letzte Mal krank war, mir ein Bouquet Treibhausblumen zu schicken; und eine Gabe von funfzigmal so hohem Werth würde mir nicht so große Freude gemacht und nicht so meine Dankbarkeit erregt haben. Ich streute die Blumen auf meinem Bette aus, und athmete deren Duft mit einer Rührung ein, die ich kaum eingestehen darf, — selbst nicht Ihnen. Ich hatte keine Blumen gesehen, seit ich England

verlassen. Ich hatte kein dazwischen liegendes Land besucht.

Gestern am vierten März wurde unser kleines Provinzial-Parlement vom Gouverneur des Staats vertagt, und ich hatte die Ehre, wie die Franzosen sagen, dieser wichtigen Gelegenheit beizuwohnen.

Nun werden Sie nicht von mir verlangen, und ich fühle auch gar keine Neigung, mein kleines Notizenbuch (welches zu ganz andern Zwecken und Abhandlungen bestimmt ist) mit Nachrichten anzufüllen, welche man in jeder Reisebeschreibung oder in jedem statistischen Werke finden kann. Es ist aber gerade möglich, daß Sie eben so wenig von unserer politischen Constitution wissen, als ich von derselben wußte, ehe ich in Ober-Canada anlangte, und ich möchte Ihnen die gestrige Scene möglichst begreiflich und interessant darstellen. So will ich Ihnen denn so kurz als möglich eine Skizze von unserer Staatsmaschine machen.

Ich habe, wie ich glaube, Ihnen schon gesagt, daß die Theilung der Provinz Quebec in Ober- und Unter-Canada im Jahre 1791 geschah. Damals wurde einer jeden dieser Provinzen eine Constitutions-Charte verliehen, und ein eigenes gesetzgebendes und verwaltendes Gouvernement; eine Maßregel, welche ohne Zweifel wohlgemeint war, aber deren Weisheit mehr als zweifelhaft ist, wenn wir die Resultate betrachten.

Unsere Constitution in Ober=Canada scheint auf den ersten Blick die des Mutterlandes im Kleinen und mit derselben identisch zu sein. So haben wir zum Beispiel an der Spitze unserer Verwaltung einen Gouverneur, welcher in militairischen Angelegenheiten zwar dem Gouverneur en chef in Unter=Canada unterworfen ist, in allen andern Dingen aber bloß von dem Gouvernement des Heimathslandes abhängt und von einem Verwaltungsrath unterstützt wird, welchen er selbst einsetzt. Und wir haben einen gesetzgebenden Körper, welcher aus einem Staatsrath besteht, der vom Gouvernement ernannt wird, und aus einem house of assembly, welches das Volk wählt. Diese verschiedenen Branchen scheinen nicht ohne Grund den Souverain, das Ministerium, das house of Lords und das house of commons in England vorzustellen.

Doch giebt es hier einige Abweichungen, welche zum Zwecke haben, die Abhängigkeit der Provincial=Regierung von dem Gouvernement in England sicher zu stellen. Denn ich wüßte nicht, daß unser Parlement bisher Gesetze zum Besten der Colonien gegeben hätte.

Als Sir Francis Head hierherkam, bestand der Verwaltungsrath aus fünf Mitgliedern; er fügte noch drei hinzu, welche Reformer genannt wurden. Ungefähr drei Wochen nachher erließen diese Räthe an den Gouverneur ein Schreiben, in welchem sie dieselbe Macht und Verantwortlichkeiten als ein Recht in Anspruch nahmen,

welche das Cabinet der Minister in England hat, indem sie angaben, daß, obgleich sie vom Gouverneur ernannt würden, sie sich doch als dem Willen des Volkes verantwortlicher erachteten. Sir Francis beantwortete diese Vorstellung dahin, daß, obgleich die Constitution der Colonie der des Mutterlandes ähnlich wäre, so sei sie doch durchaus nicht als identisch mit derselben zu betrachten; daß, wenn der Gouverneur an der Stelle des Souverains stände, wenn derselbe wie der Souverain »kein Unrecht thun könne,« so sei es augenscheinlich, daß im Ministerium ein executiver Rath, oder irgend eine andere Vereinigung von Männern angestellt sein müßte, welche dem Lande für ihr Betragen verantwortlich wären. Dieses sei aber nicht der Fall; der Gouverneur sei vom König gewählt nicht als sein Stellvertreter, sondern als der verantwortliche Minister des Souverains, welcher wegen Vernachlässigungen des Volks-Interesses in Untersuchung gebracht werden könne und einer plötzlichen Zurückberufung unterworfen wäre; und daß es also eine offenbare Ungerechtigkeit sein würde, den Gouverneur für die Handlungen des executiven Rathes verantwortlich zu machen, wenn dieser letztere nur Verantwortlichkeiten gegen das Volk habe.

Alles dieses schien mir sehr klar. Der Gouverneur leugnete ganz und gar, nicht nur sein eigenes Recht und seine eigene Macht, irgend einen Buchstaben oder ein Jota in der Constitution ändern zu können, aber auch

alle Macht der vereinigten Regierung von Ober-Canada, die politische Constitution des Landes, welche durch das Gesetz feststehe, zu ändern und zu verbessern, da diese Gewalt nur der executiven Macht in England zukäme; aus welchem hervorgeht, so weit ich es wenigstens verstehen kann, daß das Gouvernement dieser Provinz nicht vom Volk ausgeht, noch demselben oder seinen Deputirten verantwortlich ist.

Sogleich, nachdem sie diese Antwort erhalten hatten, legten die sechs Räthe, welche die oben erwähnte Vorstellung eingereicht hatten, ihre Stellen im Rathe nieder, und Sir Francis ernannte sogleich vier andere. Der Präsident des executiven Raths — das ist der Premier im Cabinet der Minister — ist Herr Sulivan.

Der gesetzgebende Rath wechselt in der Zahl: jetzt besteht derselbe, wie ich glaube, aus dreißig Mitgliedern. Von diesen sind einundzwanzig Schottländer und Canadier, neun Engländer, Irländer und Amerikaner. Sie repräsentiren die Aristokratie des Landes, unterscheiden sich aber darin von dem House der Lords, indem ihre Stellen nicht erblich sind; sie werden auf Lebenszeiten vom Gouverneur ernannt. Der Sprecher ist der chief justice, Robinson, ein Tory in der Politik und ein sehr fähiger Mann.

Das house of assembly besteht aus den Delegirten des Volks, deren Zahl mit der Population verhältnißmäßig zunimmt. So wie die Einwohner einer Stadt

oder Grafschaft bis zu einer gewissen gesetzlich bestimmten Zahl anwächst, so haben sie das Recht, ein oder zwei Repräsentanten im Parlement zu wählen. 1831 bestand das house of assembly ungefähr aus vierzig Mitgliedern. Jetzt giebt es zweiundzwanzig Districte, deren jeder zwei Mitglieder in das Parlement schickt, drei Districte, welche nur eins stellen, und die vier Bezirke von York, so wie die vier Bezirke von Lincoln, jedes ein Mitglied, und sieben Städte jede eins; zusammen zweiundsechzig Mitglieder. Von diesen sind vierundvierzig conservative Mitglieder und achtzehn sind Reformer. In einem früheren house of assembly, welches von Sir Francis Head 1836 aufgelös't wurde, war die Majorität radical, oder gegen die brittische Oberherrschaft gestimmt. Die besten Redner auf der conservativen Seite sind Hagermann, der Generalprocurator — ein Tory in der Politik, ein Mann von großen Fähigkeiten und gutmüthig, doch etwas grob und anmaßend in Charakter und Manieren. Draper, der Deputirte von Toronto, ein gescheuter thätiger Mann und guter Sprecher; M'Nab, der Deputirte von Wentworth, auch ein einflußreicher, fähiger Mann und Besitzer eines großen Vermögens; und Herr Prince, Deputirter von Sandwich; er ist in der englischen Rechtsgelehrsamkeit erzogen und hat außerordentliche Kenntnisse, übrigens liberale, obgleich durchaus nicht revolutionaire Principien. Auf der Oppositionsseite ist der beste Redner Dr. Rolph.

Die Deputirten werden für ihr Beiwohnen der Sessionen mit zehn Schilling täglich bezahlt.

Diese leichte Skizze wird Ihnen im Allgemeinen einen Begriff von der politischen Constitution und von dem Zustande der Parteien in Ober-Canada geben.

Die Vertagung fand gestern um drei Uhr Statt. Als wir vor das Gouvernement-Gebäude kamen, war die Scene sehr auffallend. Die Schneefläche breitete sich rings umher, und zwischen dem Ufer der gefrornen Bai und der Reihe von Gebäuden war der Raum mit Schlitten von allen Größen und Gestalten angefüllt. Die Pferde curbettirend und den Schnee in die Höhe werfend, und ein Gewühl von einigen hundert Menschen, in alle Arten der wunderlichsten Bedeckungen gegen die schneidende Kälte gehüllt, mit militairischen Costümen untermischt, auch einige Indianer, welche in ihrer wollenen Decken-Bekleidung und mit ihren Federn geschmückt einhergingen.

Die Halle des Staatsraths ist ein Gegenstand großen Stolzes der Canadier. Es ist gewiß ein sehr großer und hoher Saal mit einem prächtigen Thron, und dem gewöhnlichen Ueberfluß an Vergoldungen und Verzierungen; doch die innere Ausschmückung (welche die Bewunderung der Leute hier ausmacht) ist vom schlechtesten Geschmack — welche kritische Bemerkung ich ohne irgend eine beleidigende Absicht hier mittheile; außer der Aufstellung eines Blockhauses gelingt hier nichts. Wir müssen Zeit haben. Zeit — »E col tempo tutto!«

Zur Rechten des Thrones saß der erste Richter, Robinson; er hat einen schönen Kopf und scharfe Züge, und die einnehmendste und wohlklingendste Stimme, die ich je gehört. Die Richter und Gerichtsbeamten der Krone saßen an einem Tische vorn, und die andern Mitglieder des gesetzgebenden Rathes waren auf beiden Seiten gereiht. Mein Platz war auf der rechten Seite, unter den Frauen der Beamten, der Aristokratie von Toronto.

Die Toiletten um mich herum waren bunt und hübsch, in der Mode, welche vor zwei oder drei Jahren herrschte, und alte Damen zeigten den Wunsch, höflich und liebenswürdig zu sein. Ich war aber zu fremd, um mich in das Gespräch zu mischen, und es saß keine in meiner Nähe, um mir irgend eine nöthige Erklärung zu geben, oder mir merkwürdige oder ausgezeichnete Personen zu zeigen. Unter den gegenüberstehenden Zuschauern bemerkte ich einen Mann mit außerordentlichem Kopf und Zügen, und man sagte mir, er sei ein Schüler von Eduard Irwing und ein Prediger der »unbekannten Sprachen«, und daß mehrere Personen in Toronto (selbst Mitglieder des Rathes) sich zu dieser wilden Lehre bekennen.

Der Gouverneur wurde, als er ausstieg, mit Enthusiasmus von dem Volke begrüßt, ein Umstand, der in der letzten Zeit etwas ungewöhnlich geworden ist, und viel Aufregung und Frohlocken um mich herum erregte. Einen Augenblick nachher kam er herein und nahm seinen Sitz auf dem Throne ein. Als Repräsentant der

Regierung steht Herr Francis hinsichtlich der Größe und Schönheit und der militairischen Haltung dem Herrn John Colborne nach. Er ist ein kleiner Mann mit einer netten beweglichen Gestalt, einem kleinen aber intelligenten Kopf, ernsten, etwas scharfen Zügen. Sein helles, kleines Auge ist pfiffig und gescheut, mit einem Ausdruck von Humor und Güte vereint, und seine ganze Haltung ist im höchsten Grade natürlich und angenehm.

Als die Mitglieder des house of assembly aufgerufen worden, traten sie vor, und der Gouverneur las seine Rede sehr deutlich mit vieler ruhiger Selbstbeherrschung ab. Er ging die wichtigsten Verhandlungen der Sessionen wieder durch, dankte den Herren für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie die Verlegenheiten gehoben, in welche das Gouvernement des Königs durch die Vorenthaltung der Verwilligungen von Seiten des vorigen house of assembly gerathen war und schloß, indem er seinen Glückwunsch zu der Harmonie, zu dem Vertrauen und der Ruhe aussprach, welche im Allgemeinen in der ganzen Provinz herrschten.

Dann wurden die Titel der verschiedenen Bills, welche während der Session gegeben worden, abgelesen. Sie beliefen sich auf hundert und sieben und vierzig. Dieses Ablesen nahm ungefähr fünf Viertelstunden ein. Unter diesen Bills waren einige wenige, welche meine Aufmerksamkeit fesselten.

So zum Beispiel kam ein Beschluß vor, um die Maaßregeln gegen Verführungsfälle wirksamer zu machen, der die angegebenen Väter verpflichtete, für die Kinder zu sorgen, welche außer der Ehe geboren wurden u. s. w. Diese Bill kam ursprünglich von dem gesetzgebenden Rath, und es ist bemerkungswerth, daß sie hier ein Gesetz einführen, welches in England kürzlich verworfen wurde, und welches Sir Francis Head selbst öffentlich verdammt hat. Sie erinnern sich wohl des Geschreies, welches sich gegen diese Maaßregel des neuen Armen-Gesetzes erhob, und welches die Frauen allein für die Folgen ihrer schlechten Aufführung verantwortlich macht — eine Aufführung, zu welcher sie in neun Fällen unter zehn durch die conventionelle Zügellosigkeit, welche den Männern zugestanden ist, verleitet wurden. Ich als Frau, mit dem Herzen voll der mitleidigsten Gefühle für die Unglücklichen und Verirrten meines Geschlechts, behaupte dennoch, daß der erste Schritt zu unserer moralischen Emancipation jenes Gesetz ist, welches uns zu alleinigen verantwortlichen Hütern unserer Ehre und Keuschheit einsetzt. Es scheint im ersten Augenblicke sehr bedauernswürdig, daß nicht allein der Bann der Gesellschaft, sondern auch die gesetzlichen Obliegenheiten den wenigst schuldigen Theil treffen; und hart in der That wird das Schicksal mancher armen Sünderin in den ersten nächsten Jahren sein, wenn nicht diejenigen Frauen, welche eine edle und großartige Ansicht von

der Sache haben, bereit sind, das daraus entstehende Unglück durch Hülfe, und durch Handlungen der Barmherzigkeit zu lindern. Wenn jedoch die Tendenz eines solchen Beschlusses, einer solchen moralischen und gesetzmäßigen Verantwortlichkeit der Frauen einmal wird verstanden und einmal in Ausführung gebracht worden sein, so bin ich gewiß, daß das Resultat zum Wohl und zur Aufrichtung des ganzen Geschlechts beitragen wird. Es ist das einzige mögliche Mittel gegen jenes Unheil, das Uebrige beruht auf uns selbst. Die größte Gnade, die wir von unseren Herren und Gesetzgebern uns erbitten können, ist, daß wir in allen Fällen für unsere eigenen Handlungen, und für unsere eigene Schuld verantwortlich sein dürfen.

Ein anderes Gesetz setzt zwei Richter mehr in den Gerichtshof der Kingsbench ein, und enthält Bestimmungen, durch welche die Gefängniß-Ueberlieferungen häufiger, und die lange demoralisirende Gefangenschaft, die dem Verhör und der Ueberführung vorausgeht, abgekürzt wird. Dieses klingt sehr gut; ich muß bemerken, daß nach allen Berichten die Gefängnisse hier in dieser Provinz in sehr schlechtem Zustande sind, und sämmtlich eine Revision erheischen.

Ein anderer Beschluß setzte einen Provinzial-Gerichtshof der Billigkeit ein, welches durch die Art der hiesigen Eigenthumsverhältnisse nöthig war, um diejenigen im Besitz ihres Eigenthums zu sichern, deren An-

sprüche, auf eine redliche Art errungen, durch Mißverständnisse, Unwissenheit und Zufälligkeiten mangelhaft sind; so wie auch um Betrug zu bestrafen, und Wortbrüchigkeiten, welche außer dem Bereich der gewöhnlichen Gesetze liegen. Ich war etwas erstaunt, zu finden, daß dieser Beschluß dem präsidirenden Haupte größere Gewalt einräumte, als dem Lord Mayor in England. Jetzt, wo nichts vorhanden ist, worauf diese Macht ausgeübt werden kann, hat es nichts zu sagen, es wird aber sehr viel zu sagen haben, funfzig bis hundert Jahre später, wo die Gesellschaft zusammengesetzter und künstlicher sein wird, und die Besitzrechte verwickelter werden.

Der Kanzler erhält die Gewalt, alle Patent-Briefe, welche unvorsichtiger Weise ausgestellt wurden, zurückzunehmen (oder was auf dasselbe herauskommt, eine Procedur einzuleiten, um dieselben zu widerrufen), was in schlechten Händen eine sehr gefährliche und unbegrenzte Gewalt ist.

Ein anderer Beschluß war, die Charte der Universität von Ober-Canada zu verbessern. Das house of assembly hatte bei der Eröffnung der Session ihr Bedauern ausgesprochen, daß die wohlwollende Absicht seiner Majestät, indem sie dem Kingscollege eine Charte verliehen, noch kein gutes Resultat gehabt hätte, und die Hoffnung, daß die Provinz bald in sich selbst die Mittel besitzen werde, der Jugend eine gebildete und liberale Erziehung zu geben.

Nächst den Reserve-Ländereien der Geistlichkeit ist kein Satz so lange bestritten worden und auch keiner so heftig als der über die Ausstattung einer Universität. Vor vierzig Jahren 1797 wurde die Gründung eines solchen Instituts in einem Schreiben der Provinzial-Regierung, dem brittischen Gouvernement anempfohlen; doch geschah es erst im Jahr 1828, daß die Charte überschickt wurde. Bei dieser Gelegenheit sprach der gesetzgebende Rath seinen demüthigsten, tiefgefühltesten Dank gegen das Gouvernement seiner Majestät für solch einen großmüthigen Beweis seiner väterlichen Huld aus. Das house of assembly stattete jedoch seinen Dank nur bedingungsweise ab — »wenn nämlich die Principien, auf welchen die Charte gegründet sei, bei genauerer Untersuchung als dem Vorschreiten der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit förderlich, und der bürgerlichen und religiösen Freiheit des Volkes zugethan befunden würde.«

Worin »die bürgerliche und religiöse Freiheit des Volkes« bestehe, das war nicht so leicht zu bestimmen. Die erste Charte, welche nach denen unserer englischen Universitäten gemodelt war, schien für ein junges Land wie dieses zu exclusiv, und wurde eine Quelle zu Streitigkeiten und Unzufriedenheit. — Die Vorschläge zur Veränderung und Verbesserung der Ausdrücke der Charte, welche das house of assembly einsandte, wurden immer vom gesetzgebenden Rath verworfen, und so verblieb die Sache bis zu dieser Sitzung. Der Beschluß, welcher

eben durchgegangen ist, schafft die Nothwendigkeit irgend einer religiösen Prüfung und Qualification bei denen, welche als Schüler aufgenommen werden, ab, und setzt das Institut unter die getheilte Controle der Richter und der Gesetzgebung, statt unter die ausschließliche Direction der Geistlichkeit. Der Vorsitz der Universität bleibt zwar dem Erzbischof Strahan überlassen, doch künftig ist es nicht nöthig, daß der Präsident ein kirchliches Amt bekleide. Zwei Mitglieder des gesetzgebenden Raths haben eine förmliche Protestation gegen diesen Beschluß eingereicht. Sie wandten ein: daß die Hälfte der Ländereien, welche zur Errichtung der Elementar-Freischulen den verschiedenen Districten wären zugestanden worden, und welche sich auf zweihundert und fünfundzwanzigtausend Acres beliefen, zu der Ausstattung dieser Universität aufgegangen wären, daß, da die Freischulen nicht errichtet würden, dieses eine falsche Verwendung der Schulländereien sei, und daß, nachdem zweihundert und fünfundzwanzigtausend Acres zu dem Gebrauche der Universitäten verwendet worden, das Uebrige der Schulländereien nicht mehr zur Errichtung freier Seminarien genüge, denn dieses Land sei von schlechter Qualität, da beinah achttausend Acres von den Ländereien, welche ursprünglich zur Erhaltung der Schulen bestimmt waren, gegen anderes Land von schlechterer Beschaffenheit und in einer weniger guten Lage ausgetauscht worden wären, daß die Wohlthat einer guten Erziehung anstatt durch

die ganze Provinz gleich verbreitet zu werden, sich so auf ein großes kostspieliges Institut beschränke, welches für die Population und für die Bedürfnisse des Landes zu kostspielig sei.

Unerachtet dieser Einwendungen und anderer, welche von der Tory-Partei und der höhern Kirchenverwaltung gemacht wurden, ging der Beschluß nach vielen Debatten durch, und ich vermuthe, daß die Errichtung der neuen Universität sogleich beginnen wird.

Ein anderer Beschluß war für die Errichtung landwirthschaftlicher Vereine, und für die Beförderung des Ackerbaues in mehreren Districten. Es giebt zwar schon landwirthschaftliche Vereine in einem oder zwei Districten, und wenn einmal eine gewisse Summe Geldes von dem Volke zu diesem Zweck subscribirt war, so unterstützte das Gouvernement sie mit einer Summe von ungefähr hundert Pfund Sterling.

Verschiedene Bills gingen durch, welche Summen zum Ausbessern der Wege und zu der Verbesserung der Häfen und Leuchtthürme auf den Seen zustanden, zur Vollendung des großen Welland-Canals, welcher den Ontario-See mit dem Erie-See verbindet, und die Eröffnung einer großen nördlichen und westlichen Eisenbahn, um den Huron-See mit dem Ontario-See zu verbinden. Alles dieses ist sehr gut, aber wie H. diesen Morgen sagte, wo soll das Geld dazu herkommen? Es hat Schwierigkeiten gefunden, Anleihen zu erheben, denn

Privatleute speculiren nicht gern in diesem Lande? Daß alle diese Dinge früher oder später ausgeführt werden, das ist gewiß — so gewiß als die Sonne ihren Lauf am Himmel hält; doch müssen noch einige Veränderungen vor sich gehen, ehe großartige Speculationen sicher und einträglich werden. —

Ein sehr wichtiger Beschluß war derjenige, welcher ein Verbesserungssystem in dem Departement der Ländereienbewilligung einführt. Demungeachtet bleibt das Gesetz, wie man es mir erklärt hat, noch immer mangelhaft. Alle Einrichtungen unserer hiesigen Politik sind von der Art, daß sie es schwierig und unvortheilhaft für Ausländer machen, in dieser Provinz Ländereien zu kaufen oder zu besitzen, und selbst für brittische Unterthanen sind die Bedingungen nicht so günstig als in den vereinigten Staaten. Herr Prince brachte während dieser Sitzung eine Bill zur Aufmunterung für Ansiedler aus allen Theilen der Welt hervor, der zufolge den Ausländern vergönnt werden sollte, Ländereien unter leichteren Bedingungen zu kaufen und zu besitzen, als es bisher der Fall war, und das Bürgerrecht nach drei Jahren hiesigen Aufenthaltes in Anspruch nehmen zu können.

»Ein Jeder kennt wohl,« sagte er, »obgleich ich beinah mich scheue dieses hier zu erwähnen, die unzähligen Deutschen, Schweizer und selbst brittischen Auswanderer, welche während des Sommers 1836 durch Canada nach

den westlichen Theilen der vereinigten Staaten zogen, und daß Keiner überredet werden konnte, hier zu bleiben und sich in dieser Provinz niederzulassen, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens, und die übrigen natürlichen Vortheile hier für bedeutender anerkannt sind, und die Strecke Weges, die dadurch wäre erspart worden, auf sieben bis achthundert Meilen sich beläuft *).

Diese Bill fand viel Opposition, und zwar aus dem Grunde, daß durch diese Ansiedlung eine Menge von Fremden eingeführt würde, welche den Principien der brittischen Constitution feindlich sein könnte. Niemand leugnete es ab, daß diese Maaßregel sowohl Population als auch Capitalien einführen, und da »Männer, Weiber und Geld« die drei Hauptmängel des Landes sind, diesen Mängeln dadurch abgeholfen würde. In Bezug auf die Gefahr, welche unserer Constitution drohe, durch den Einlaß von Ausländern, welche in verschiedenen Principien erzogen wären, machte eines der Mitglieder

*) Die gewöhnliche Route der Emigranten nach den neuen westlichen Staaten ist durch den Staat von Neu-York längs des Erie-Canals, über den Niagara-Fluß bei Queenstone, und dann durch die schönsten Theile von Ober-Canada nach Detroit in Michigan. Die Zahl der Emigranten und Ansiedler, welche durch Canada nach den westlichen Staaten hindurch passirten, wurde in den Jahren 1835 und 1836 auf 200,000 geschätzt.

einige sehr feine und passende Anmerkungen in sehr grobem Tone. Wir geben vor, sagte er, daß wir die Einwanderungen wünschen, doch schließen wir gerade neun Zehntel der Welt aus, die den Fuß nicht an unsere Ufer setzen dürfen; und warum? weil diese Fremdlinge natürliche Republicaner sind, und natürlicher Weise unsere Institutionen umwerfen werden. Nun sind nicht alle Fremden Republicaner; die Schweizer, Preußen und noch andere Deutsche, welche in Schaaren durch unser Land hindurchziehen, und nicht überredet werden können, hier zu bleiben, sind mit unseren brittischen Institutionen befreundeter, als mit denen der vereinigten Staaten, und wenn dem anders wäre, so ist es ein schlechtes Compliment, was wir unserem Gouvernement und unsern Institutionen machen, wenn wir behaupten, daß dieselben bei einem Vergleich den Kürzern ziehen, und daß diejenigen, welche je unter irgend einem anderen Gouvernement gestanden, die Existenz unter dem unsrigen nicht ertragen können. Man hat uns gesagt, daß die Amerikaner den fremden und brittischen Unterthanen jedes Reizmittel bieten, um sie zu vermögen, sich in ihren Staaten niederzulassen, und wir finden nicht, daß die Vorliebe zum monarchischen System diese Einwanderer veranlasse, das Gouvernement ihres neuen Vaterlandes zu stören u. s. w.

Die Bill ging im house of assembly durch, und wurde im Staatsrath verworfen. Das Schicksal von

Texas wurde als ein Beispiel aufgestellt, was erfolge, wenn man fremde Capitalisten mit den Ländereien in Canada speculiren ließ. Doch ein Jeder giebt zu, daß irgend etwas gethan werden müsse, um Einwanderer von höherem Range, als schottische und englische Arme in die Provinz zu ziehen, welche sich nur auf kleine Portionen Landes beschränken, und wenig dazu beitragen, die ungeheueren Hülfsquellen dieses prächtigen Landes zu entwickeln. Erst in der zweiten Generation gebe diese Classe von Menschen nützliche und brauchbare Ansiedler ab.

Die wichtige Frage über die Reserve-Ländereien der Geistlichkeit ist noch nicht vom Gesetz entschieden; der Vorschlag, siebenundfunfzig ausgestattete Rectoreien in der Provinz zu errichten, mit aller Gewaltausübung und mit den Vorrechten, welche durch das Kirchengesetz der Kirche von England allein zukommen, gab die Veranlassung zu den heftigsten und schmählichsten Debatten, welche dahin endigten, daß die Motion verloren ging. Aber das Haus beschloß, daß »die Rechte, welche unter Patent erlangt, und durch welche gewisse Rectoreien schon ausgestattet wurden, als unantastbar betrachtet werden sollten.«

Ein Beschluß, der während eines gewissen Zeitraums eine vermehrte Abgabe auf die Gerechtsame, geistige Getränke zu verkaufen, legte, kann in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft wenig nützen. Sie könnten eben so gut

sich einbilden, einen Strom mit einer Handvoll Rohr aufzuhalten, oder eine Feuersbrunst mit einem Glas Wasser zu löschen, als zu versuchen, Trunkenheit und Laster mittelst solcher unbedeutenden Maaßregeln zu unterdrücken.

Ich hatte einige Hoffnung, daß irgend ein Beschluß in dieser Sitzung zur Errichtung eines Asyls für Wahnsinnige vorkommen werde, denn bis jetzt wandeln diese unglücklichen Personen entweder ohne Aufsicht umher, oder werden in Gefängnissen eingeschlossen. Beispiele sind vorgekommen von Wahnsinnigen aus der ärmern Classe, welche in den Wäldern umhergestreift und da umgekommen sind. Das Schicksal der in den Gefängnissen Eingesperrten ist nicht besser, denn die Krankheit wird verlängert und vermehrt durch die schreckliche Gefangenschaft, der an diesen Orten solche unglückliche Geschöpfe nothwendiger Weise ausgesetzt sein müssen. Ein gütiger Arzt in dieser Stadt (Dr. Rees) hat ein Stück Land einige Meilen von Toronto zu einem Hospital oder Asyl für Wahnsinnige angeboten, aber bis jetzt scheint es die Intention des Magistrats zu sein, die Strafanstalt von Kingstone als Irrenhaus zu benutzen, und eine andere Strafanstalt nach einem anderen Plane zu errichten. Während dieser Zeit dauert dieser schreckliche Uebelstand fort, und muß noch drei oder vier Jahr dauern; und man denke, wie sehr das Leiden der Einzelnen in diesem Zeitraume sich anhäufen kann! Als ich

in Niagara war, befand sich dort ein Wahnsinniger in dem Gefängniß seit vier Jahren angekettet. Das Unglück, und zwar die erbarmungswürdigste Art von Unglück, mußte hier alle Schmerzen, alle Strafen des Verbrechens erdulden, nein! noch im höhern Grade, denn die schlimmsten Verbrecher haben doch einen gewissen Grad von Freiheit. In dem Stadtgefängniß von Toronto sitzen jetzt vier Wahnsinnige gefangen.

Man muß sich erinnnern, daß dieser Zustand der Dinge nicht schlimmer ist, als der, welcher noch vor wenig Jahren im reichen civilisirten England herrschte.

Gute Nacht! denn mein Geist ist müde, und meine Finger sind erstarrt!

Den 6ten März.

So wie das Licht das erstgeborne Princip des Universums ist, so ist die Liebe die erstgeborne Leidenschaft der Menschheit, obgleich man Milton anführt, um zu beweisen, daß die Eitelkeit es gewesen sei, wenigstens bei unserm Geschlechte. Es giebt viele Witzworte über diesen Lieblingstext; sie sind aber alle irrig, und der Text ist falsch ausgelegt. Als Eva mit solch leidenschaftlichem Entzücken ihr eigenes schönes Antlitz im Strom abgespiegelt sah, wußte sie nicht, daß es ihr eigenes war, und hatte noch nichts Anderes zu lieben. Von dem Augenblicke an, als sie einen Adam gefunden hatte, auf wel-

chen sie alle ihre erwachten Empfindungen übertragen konnte, wandte sie sich von dem Schatten ab, und der Wirklichkeit zu, obgleich dieselbe »weniger einnehmend sanft, und weniger liebenswürdig schön« war. Sie blieb nicht am Ufer sitzen und schmachtete sich nicht zu Tode nach ihrem eigenen lieblichen Gesicht, wie jener allzu schöne Knabe, der aus Liebe zu sich selbst zu Grunde ging, während die Stimme der Liebe ihm umsonst huldigte. Bei Eva war die Eitelkeit nur der Schatten der Liebe.

Doch wehe mir! Wie viele Frauen, seit den Tagen der Echo und des Narcissus, haben sich abgehärmt und abgeschmachtet aus Liebe zu Männern, welche nur sich selbst liebten.

Wenn die Lebhaftigkeit des Geistes und die Gewalt der Leidenschaften größer sind, als die Entwickelung der moralischen Fähigkeiten, so kann ein Character leicht durch Extreme erbittert oder verdorben werden; entweder durch das Extrem des Glücks oder durch das des Unglücks. Dieses ist vorzüglich das Loos der Frauen; doch so weit meine eigene Erfahrung reicht, so möchte ich sagen, daß den Frauen viel häufiger durch Glück der Kopf verdreht, als durch Unglück das Herz verdorben wurde, und daß im Allgemeinen der weibliche Charakter sich mehr unter dem Drucke eines schweren Schicksals

erhebt. Sir James Makintosh sagt irgendwo, »daß beinah eine jede Frau in der Schule des Unglücks gebildet oder auf dem Prüfstein des Leidens geprüft wird; es scheint zur Größe des weiblichen Charakters nothwendiger zu sein, als zu dem des männlichen.«

Und warum? — Ich verstehe sehr gut den ersten Theil dieses Satzes, aber nicht den letzten. Warum sollte der Prüfstein des Unglücks zur Größe des weiblichen Charakters nöthiger sein, als zu dem des männlichen?

Das ewige und schmerzliche Ringen und Reiben des Mannes gegen den Mann bildet und prüft ihn; die Frau wird selten in die Berührung mit Frauen gezwungen; jeder findet aber in seines Gleichen den strengsten Erzieher, und den Frauen ersetzt die Tyrannei der Umstände diesen Mangel.

Den 8ten März.

Wir wollen sehen was geschehen kann, ehe das schmachtende Herz sich zu Tode keucht und wie der Vogel unter dem luftleeren Recipienten flattert; denn geschehen muß etwas.

Dieser anhaltende Winter scheint jeglichen Nerv zu erstarren und zusammenzuziehen; und die Kälte ist so streng und schneidend, daß sie bis in das Mark der Knochen eindringt. Einer der Arbeiter erzählte mir gestern, daß eine eiserne Stange, welche er angegriffen, ihm die

Haut von der Hand genommen habe, als wenn er ein glühend rothes Eisen berührt hätte. Es ist ein Lieblingsscherz unter den Kindern, sich gegenseitig zu überreden, mit der Zunge ein Stück Metall zu berühren, welches der freien Luft ausgesetzt war; dieselbe friert gleich an. Ich vermeide sorgfältig selbst die Klinken der Stubenthüre anzugreifen, — die Berührung ist schlimmer als unangenehm. Wenn nur der Frühling kommt, dann nehme ich Flügel und fliege dem Westen zu! — Wird aber der Frühling je kommen? — Wenn ich die bleiche in ein Leichentuch gehüllte, sich nie verändernde Natur um mich herum betrachte, da liegt eine so ehrfurchtgebietende Stille in diesem Anblick, etwas so Beständiges, so Unwandelbares, daß man ganz den Glauben an die sich ewig wiederholenden Veränderungen der Jahreszeiten verliert. Grüne Blätter, Blumen und Ströme, welche rauschend dahin fließen — sanfte Sommerlüfte, denen das klopfende Herz entgegenschlägt — es klopft in Lebensfülle — Schatten, welche selbst dankbar sind für ihre Kühle. Kann so etwas wirklich sein, oder existirt es nur in der Poesie und im Paradiese?

Wenn ich dieses Tagebuch nicht schrieb, so wäre ich in eine völlige Lethargie versunken — selbst jetzt noch könnte ich ein Murmelthier oder einen Siebenschläfer beneiden; und wenn ich Ihnen nicht das Versprechen gegeben hätte, so würde ich selbst dieses tägliche Aufnotiren der täglichen Nichtigkeiten aufgeben, deren ich mich

sonach gerade zu schämen beginne. Ein Tag ist nur von dem andern durch die Grade des Thermometers zu unterscheiden. Auch kann ich, so lange ich durch dieses strenge Clima an das Zimmer gefesselt bin, nicht Gesellschaft und Mittheilung aufsuchen, welche beide sich fern von mir halten, aus keiner andern Ursache, wie ich vermuthe, als, weil ich mit einer Art von Berühmtheit gebrandmarkt bin. Ich wünschte, ich könnte mein Haus jeden Abend weit öffnen, und das gesellige Eis um mich herum aufthauen oder bersten. Doch solch eine neue, unerhörte Idee würde alle Einwohner aus ihrer Fassung bringen. Es müssen doch auch hier wie überall gute und gütige Menschen leben, wenn sie nur natürlich sein wollten und sich nicht vor einander fürchteten, und auch nicht vor mir, der armen Einsamen. Jedoch giebt es noch eine Hülfe in der beengten Lage, in der ich mich befinde:

»Books, dreams, are each a world; and books we know
»Are a substantial world.«

»Jedes Buch und jeder Traum ist eine Welt; und die Bücher kennen wir als eine substantielle Welt.«

Eine Welt, welche man immer bei der Hand hat. Ich muß alle mechanischen Mittel versuchen, um das Gleichgewicht meiner Seele und den ganzen Gebrauch meiner Fähigkeiten zu erhalten, denn ich werde derselben bedürfen. Es giebt keine Rettung als in der Beschäftigung; ernste und nützliche Beschäftigung, wenn ich die-

elbe mir schaffen oder auffinden kann — und kann ich es nicht, so muß selbst unbedeutende Beschäftigung mir helfen. — Das oberflächliche Lesen, welches ich in der letzten Zeit getrieben habe, hilft nichts, ich muß mich nach etwas umsehen, um meine Kräfte daran zu üben und meine Aufmerksamkeit zu fixiren. Um Lord Byrons Ausspruch zu brauchen, welcher die Langeweile mit einer Schlange verglich, die in der Schmiede sogar eine Feile anbiß, »ich muß eine Feile für die Schlange suchen.«

Den 10ten März.

Ich habe »eine Feile für die Schlange« gefunden, wenigstens was ich als solche benutzen will. Ich will übersetzen.

Ich brachte Dr. Eckermann's Buch aus Weimar mit*), welches ich bis jetzt nur theilweise überlesen habe; jetzt wird es wohl in der ganzen literarischen Welt verbreitet sein. Als ich Weimar verließ, war es noch nicht publicirt. Doch wurde meine Aufmerksamkeit sehr auf das Buch geleitet, nicht sowohl durch das Interesse, als vielmehr durch die Art von Interesse, welches es um mich herum erregte. Ich erinnere mich, wie einer der Enkel von Goethe, indem er das auf meinem Tisch liegende Buch durchblätterte, mit Lebhaftigkeit ausrief: »es ist der Großpapa selbst! da lebt er — da spricht er!«

*) Gespräche mit Goethe.

Ein anderer, mit dem häuslichen Leben Goethe's sehr Befreundeter, sagte mit Rührung: »es ist das Buch von Liebe und Wahrheit.«

»Was auch in diesem Buche enthalten ist, sagte eine liebe Freundin, als sie es in meine Hand legte, so kann ich, noch ehe ich es gelesen, dessen Wahrheit verbürgen. Eckermann's Geist, von keiner Berührung mit der Welt befleckt und geglättet, ist so beschaffen, daß er nichts als die Wahrheit auffassen oder aussprechen kann, eben so wenig wie ein klarer Spiegel ein falsches oder verzerrtes Bild wiederstrahlen konnte.«

Das war nun alles sehr schön! Solche Art von Lob hört man nicht oft, weder in einem Buch noch von einem Schriftsteller, und deshalb fühle ich große Neigung es zu lesen.

Ich las heute die Vorrede und einen Theil der Einleitung.

In der Vorrede sagt Eckermann sehr schön:

»Wenn ich aber die reiche Fülle seiner Aeußerungen bedenke, die während eines Zeitraums von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das Meiste durch die Finger läuft.«

Ein wenig weiter unten sagt er: »weit entfernt aber bin ich auch wiederum zu glauben, daß hiermit nun

der ganze innere Goethe bezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt, und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein anderer war, so kann ich auch in meinem Fall nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: »Dies ist *mein Goethe*.«

Ein Gleiches kann mit Wahrheit von jedem Charakter gesagt werden, welcher durch den Geist eines Andern beobachtet wird; von jedem Bildniß desselben Individuums, welches von einem andern Maler gemalt ist.

Und wir werden wohlthun, diese Unterscheidungsweise zu berücksichtigen, nicht allein, wenn wir mit ausgezeichneten Charakteren zu thun haben, sondern auch im gewöhnlichen Verkehr des Lebens. Und zufolge dieses Grundsatzes werde ich nie einen Charakter nach dem Hörensagen beurtheilen, noch mich weiter versteigen, selbst nicht in meinem eigenen Urtheil, als um zuzugeben, daß ich die eine Person gern habe, und die andere nicht. Im letzten Falle liegt der Fehler, die Schuld, die Ursache oder was es sonst ist, vielleicht eben so gut auf meiner Seite, als auf der des Andern; und wenn es auch beleidigend und zu absprechend klingt, so ist es doch immer gerechter, als wenn man sagt: dieser ist nichtswürdig oder unangenehm. Denn das Erste kann ich nicht wissen, und was das Letztere betrifft, so bin ich noch keinem unangenehmen Menschen begegnet, der nicht von

Einigen wäre geliebt worden, die ihn liebenswürdig fanden und ohne Zweifel nicht ohne Grund.

Wir sollten uns hüten, je unbedingt irgend einer Schilderung von einem großen und vielseitigen Geiste unsern Glauben zu schenken, selbst, wenn es aus dem Leben gegriffen und von unbezweifelter Wahrheit ist. Johnson, wie er in Boswell erscheint, ist, wie ich glaube, das einzige vollkommen individualisirte Portrait, dessen ich mich erinnere; und daher kommt die verschiedenartige und oft widersprechende Wirkung, die es hervorbringt. In dem einen Augenblicke ist er ein Gegenstand der Ehrfurcht, im nächsten des Ridiculs; wir lieben, wir verehren ihn auf der einen Seite und auf der andern hassen und verachten wir ihn. Hier ertheilt er Orakelsprüche und Weisheitslehren, welche die der Weisen des Alterthums übertreffen, und dort sehen wir ihn über sein Lieblingsgericht grunzen, und das Fleisch wie ein Hottentotte hinunterschlingen. Doch das ist der Einfluß der Wahrheit, wenn wir sie nur g a n z haben können, daß wir zuletzt von Johnson wie von einem Freund scheiden, an dessen unangenehme Gewohnheiten und Eigenschaften wir uns gewöhnt haben, während seine echten Tugenden unsere Achtung und unser Vertrauen erwarben. Hätte ich Johnson nur ein Mal gesehen, so würde ich wahrscheinlich keinen andern Eindruck von ihm erhalten haben, als den, welchen sein Ruhm und seine ernste Weis-

heit meiner Imagination eingeprägt hat; und ich würde Ehrfurcht empfunden haben. Beim zweiten Zusammentreffen wäre er mir vielleicht unangenehm gewesen. Doch Boswell hat mir einen Freund gegeben, und ich liebe den Alten, wenn ich auch seine Bullenbeißer-Manieren nicht lieben kann, so wenig als seine Vorurtheile, welche noch schlimmer als die eines Bullenbeißers sind.

Wenn es möglich wäre, von Goethe ein so allgemeines und vielseitiges und zugleich treues Bild zu haben, so würde es ein überschwengliches Interesse gewähren; doch ich glaube nicht, daß er einen Boswell in seiner Nähe gehabt hat, noch irgend einen, der die Unsterblichkeit um denselben Preis hätte erkaufen mögen, als jener Würdige — wenigstens Eckermann scheint nicht solch ein Mann gewesen zu sein *).

---

*) Eine sehr liebe und nahe Verwandte von Goethe, welche während mehrerer Jahre im engsten Verkehr mit ihm lebte, sollte durch Bitten und Geldanerbieten überredet werden, der Welt das häusliche Leben des Dichters zu überliefern, oder wenigstens einige Notizen im Bezug auf seine Privat-Conversationen und Privat-Meinungen mitzutheilen. Sie verweigerte es sogleich ganz bestimmt. »Ich hatte,« sagte sie, »verschiedene Gründe so zu handeln. Erstens habe ich kein gutes Gedächtniß und eine sehr lebhafte Phantasie, ich könnte mir selbst nicht immer trauen. Was ich sagen würde, käme gewiß immer der Wahrheit sehr nahe, aber würde es auch die Wahrheit sein? Und wie könnte ich ein Buch in die Welt aussenden, von dessen genauer Wahrheit ich nach mei-

Eckermann's Bericht über sich selbst in der Einleitung ist die hübscheste Autobiographie, die ich je gesehen. Sie ist geschrieben, um seine erste Einführung bei Goethe und seinen nachherigen Verkehr mit ihm zu erklären, und ist nur allzu kurz. Die vollkommene Einfachheit und Bescheidenheit derselben, mit Geschmack und selbst mit Eleganz vereint, sind sehr gewinnend. Die Kämpfe eines armen deutschen Gelehrten, das stille Streben, die Empfindungen, der Kummer, die Arbeit, das Leiden eines gebildeten und freundlichen Geistes, im Kampf mit Dunkelheit der Geburt und den gemeinen Sorgen der Armuth, sind alle zwar kurz, aber doch sehr lebhaft berührt, es ist nur eine Skizze, aber diese ist voll Leben und Wahrheit.

---

nem eigenen Bewußtsein und nach meiner eigenen Ueberzeugung nicht versichert sein würde. Ein zweiter Grund war, daß Goethe nicht jung starb; ich konnte ihm nicht eine Gerechtigkeit angedeihen lassen, die er sich selbst nicht mehr hätte gewähren können, indem ich der Welt mittheilte, was er noch hätte thun wollen oder thun können, oder was er beabsichtigt habe, wenn die Zeit ihm wäre dazu verliehen worden. Er hat lange genug gelebt, um seinen eigenen Ruhm zu vollenden. Er theilte der Welt alles mit, was er wollte, daß die Welt von ihm wisse; und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, kommt es mir zu, mir! die Lücke auszufüllen, indem ich das verkünde, was er vielleicht nicht verkündet haben wollte, und was ich seiner unbegrenzten Liebe und seinem Vertrauen verdankte? — Das wäre zu schlecht!«

Eckermann war der Sohn eines armen Hüttenbewohners und herumziehenden Handelsmanns, welcher, wenn er nicht auf seinen unstäten Handelsreisen begriffen war, in einem kleinem Dorfe in der Nähe von Hamburg lebte. Obgleich sie arm waren, so scheinen sie doch nicht wirklich Mangel gelitten zu haben, und waren glücklich. Während der ersten vierzehn Jahre seines Lebens war Eckermann verpflichtet, die einzige Kuh zu hüten, welche die Hauptstütze der Familie war; er sammelte Holz für das Feuer im Winter; und im Sommer stand er dann und wann dem Vater bei, die Bündel seiner kleinen Waaren zu tragen, wenn er die benachbarten Dörfer durchzog. »In dieser Zeit,« sagt Eckermann, »wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gäbe, wie Poesie und schöne Künste, es konnte also auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicher Weise nicht in mir stattfinden.«

In diesem Falle, so wie in vielen andern, entwickelte der Zufall, wie wir es nennen, die verborgene Kraft eines Geistes von nicht gewöhnlichem Schlag. Der Holzschnitt eines galopirenden Pferdes — der Accisenstempel auf einem Papier, worin der Tabak gewickelt war, den sein Vater aus Hamburg brachte, erregte zuerst seine Verwunderung, und dann den Wunsch, dasjenige nachzuahmen, wos er bewunderte. Er versuchte das Pferd mit Bleistift und Feder nachzuzeichnen, und es gelang ihm zu seinem eigenen Entzücken und zu dem seiner

einfachen Eltern; und durch das Copiren einiger Bilder (die ihm ein Töpfer in der Nachbarschaft lieh, welcher dieselben zur Verzierung seiner Waaren brauchte) erhielt er eine ziemliche Geschicklichkeit im Malen; er wurde von einem Herrn bemerkt und ermuthigt, welcher ihn fragte, ob er Lust habe, ein Maler zu werden. Nun war aber der einzige Begriff von einem Maler, den je sein Vater und seine Mutter gehabt hatten, der eines Hausanstreichers; und weil sie solche Maler auf gefährlichen Gerüsten hatten stehen sehen, als sie die Gebäude von außen decorirten, so bat ihn seine Mutter, nicht an ein Gewerbe zu denken, bei welchem er riskirte, den Hals zu brechen. Und das Anerbieten wurde abgewiesen.

In der Familie jenes Herrn, welcher Notiz von ihm nahm, erlernte Eckermann ein wenig Französisch, Lateinisch und Musik; und nun erwachte die Sehnsucht nach Belehrung in ihm. Er studirte fleißig, und erhielt sich als Schreiber bei verschiedenen Behörden, bis der Freiheitskrieg 1813 ausbrach. Er ließ sich also wie ein jeder, der ein Gewehr tragen konnte, bei der Armee anwerben, und machte die Campagne von 1813 und 1814 mit. Das Corps, in welchem er diente, war nach Flandern marschirt, und hier bekam er zum ersten Mal einen Begriff von dem, was Gemälde sind, und was er Alles verloren, als er sich geweigert, ein Maler zu werden; und er sagt, er hätte aus Kummer und Selbstvorwurf wei-

nen können. Er benutzte seine ganze Freiheit, um durch die Kirchen zu wandern, und die Werke der großen flamländischen Meister anzustaunen, bis auf einmal der Entschluß, ein Künstler zu werden, sich seiner Seele bemächtigte. Als sein Regiment aufgelöst war, setzte er sich an die Arbeit, und begab sich nach Hannover unter die Anleitung von Ramberg. Es liegt etwas sehr Rührendes in diesem Theil der Geschichte; er hatte Nichts auf der Welt, keine Mittel zum Leben; er hatte aber einen Freund in Hannover, der in ziemlich guten Umständen lebte. Er machte zu Fuß seinen einsamen Weg durch den Schnee hindurch nach jener Stadt und schlug seine Wohnung bei diesem Jugendfreunde auf, welcher seine Heimath und sein geringes Einkommen mit ihm theilte. Um jedoch diesem nicht länger als durchaus nöthig eine Bürde zu sein, suchte er Beschäftigung und arbeitete so fleißig, daß seine Gesundheit darunter litt und er an den Rand des Grabes gebracht wurde; kurz, er war genöthigt, alle Hoffnung, die Kunst als Profession zu studiren, aufzugeben, uud wendete sich zur Literatur. Hier zeigte er denselben unermüdlichen Eifer, und im Bewußtsein seiner unvollkommenen Erziehung ging er in die Schule, und um im Stande zu sein, den Unterricht zu bestreiten, verschaffte er sich die Stelle als Schreiber bei einer öffentlichen Behörde. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren wurde er ein Schüler in der zweiten Classe des Gymnasiums unter Knaben von

vierzehn bis funfzehn Jahren. Hier, sagt er, seien die vorgerückten Zöglinge der Schule, weit davon entfernt ihn lächerlich zu machen, ihm mit den größten Beweisen von Achtung begegnet, und hätten ihm sogar in seinen Studien beigestanden; doch zwischen seinem Geschäft als Schreiber und seinen Schulstunden blieb ihm kaum ein Augenblick zur Bewegung und zum Essen. Er war so eifrig, sich in den Classikern zu vervollkommnen, und blieb unwissend in Bezug auf die großen Gesetze, durch welche seine Existenz zusammengehalten wurde; und wir sind nicht verwundert, wenn wir finden, daß diese ungeheure Anstrengung eine geknickte Gesundheit, eine beinahe ganz vernichtete Constitution zur Folge hatte, die auch in der That auf immer gestört blieb.

Bei alle dem fand Eckermann noch Zeit zu einer großen Liebe, und der Wunsch, sich auszuzeichnen und festgestellte Mittel zum Leben zu erwerben, nahm eine andere gefälligere, aber sehnsüchtigere Gestalt an. Schlechte Gesundheit und mangelhafte Erziehung traten ihm aber entgegen. Er schrieb ein Buch Gedichte, welches publicirt wurde und einigen Beifall fand; der Ertrag setzte ihn in Stand, auf die Universität zu gehen, wo er während einiger Zeit die Hoffnung gehegt zu haben scheint, ein Amt oder eine Professorstelle zu erhalten, welche ihn in Stand setzen würde, zu heirathen. So verging ein Jahr nach dem andern.

Im Jahre 1822 schrieb er seine Beiträge zur Poesie und sandte das Manuscript mit einem bescheidenen Brief an Goethe. Das Resultat war eine Einladung nach Weimar, wo er am Ende seine Wohnung aufschlug. Einige Zeit später erhielt er eine bleibende Anstellung, und konnte die Frau, die er liebte, heirathen. Von Natur schüchtern und aller Gesellschaft abgeneigt, nur nach literarischer Auszeichnung strebend; sein ganzes Herz, seine Hoffnungen und sein Leben in die ruhigen Freuden seiner bescheidenen Häuslichkeit setzend, und in der Gesellschaft der Frau, die er nach einer zehnjährigen Liebe heimgeführt hatte, konnte Eckermann während der nächsten drei Jahre ein glücklicher Mensch genannt werden. Im dritten Jahre nach seiner Heirath verlor er seine liebenswerthe Frau, welche starb, als sie einen Sohn gebar, und seit der Zeit ist er schüchterner und unzugänglicher als je geworden, sich scheu vor der Gegenwart von Fremden zurückziehend und sich dem armen kleinen Kinde widmend, welches ihm so theuer zu stehen kam.

Goethe's Schwiegertochter und Enkel, welche ihm mit zärtlicher Achtung begegnen, scheint er zu vergöttern, und ist auf eine gewisse Art der Mentor in der Literatur dieser jungen Leute geworden, wie Goethe vor vielen Jahren der seine war. Es ist ein in jeder Hinsicht geheiligtes Familienband, welches, wie ich überzeugt bin,

in dieser Welt durch Nichts, was die Welt geben oder nehmen kann, getrennt werden wird.

Der Zeitpunkt, in welchem seine Gespräche mit Goethe beginnen, war eine interessante Epoche in Goethe's persönlicher Existenz. Es war ungefähr in der Zeit seines Besuches in Marienbad 1823, und wurde durch die Dichtung eines seiner schönsten lyrischen Gedichte bezeichnet, eine Elegie in drei Abtheilungen, welche er »Trilogie der Leidenschaft« genannt hat. Er war damals vierundsiebenzig Jahr alt, doch seinem äußern Erscheinen nach nur sechszig. Sein Auge strahlte noch immer im sanften Feuer, seine Wangen hatten noch die Frische der Gesundheit, seine Gestalt war kräftig, seine Haltung aufrecht und anmuthig, und sein Wesen nahm alle Herzen ein. Der große, schöne, alte Mann! — alt! doch ach, noch jung genug, wie es scheint, an Herz und Gestalt, um noch einmal, und zwar zum letzten Male, die Regung der Leidenschaft zu fühlen. Es war nicht nur die Liebe eines Greises, wie wir sie gewöhnlich sehen, halb Krankheit, halb Thorheit, und, im besten Falle, Schwäche — das krankhafte Auflodern einer verlöschenden Lampe; nein! es war die wirkliche Leidenschaft in allen ihren Aeußerungen und in ihren tiefsten und schmerzlichsten, aber auch poetischsten Erscheinungen.

Eckermann berührt diesen Gegenstand nur flüchtig, mit möglichster Zartheit. Es scheint mir aber hier kein Grund vorhanden, um die Erwähnung einiger Um-

stände, welche noch nicht allgemein bekannt sind, zu unterdrücken, da keinem lebenden Wesen Schaden, noch Schmerz, noch Reue dadurch gebracht wird.

Der Gegenstand seiner Liebe war eine junge Person, welche er in Marienbad getroffen hatte, eine der Töchter der Frau von L—w. Sie wurde mir blond, eine etwas volle Gestalt, gescheut, gebildet und als sehr anziehend geschildert. Er begann damit, sie wie ein Kind zu bewundern und zu verziehen — dann liebte er sie — er liebte sie gegen seinen Willen, gegen seine Vernunft, ja, man möchte sagen, gegen seine Natur. Es ging ein Gerücht in Deutschland, er habe um sie angehalten; dieses ist nicht gegründet, doch man fürchtete, daß er es thun könne. Er kehrte von Marienbad mit ganz verändertem Wesen zurück. Er hatte jene majestätische Ruhe verloren, jene Heiterkeit, welche denen, die ihn umgaben, so viel Ehrfurcht und doch Liebe einflößte, und während einiger Wochen war Alles über den Ausgang in Besorgniß. Doch Goethe war Weltmann und ein Mann von Verstand; er beschloß, sich von den Fesseln zu befreien, welche er als ein Unglück empfand und die er für lächerlich erkannte. Er kämpfte männlich und siegte, aber erst nach wochenlangen Leiden und einem Krankheitsanfall, während welcher Zeit er von einer Art von Lethargie befallen wurde, einem Stillstehen des Gedächtnisses, des Auffassens und Fühlens, aus dem er nur mit Mühe aufgerüttelt werden konnte. Aber

er siegte, und nach seiner Genesung flüchtete er sich zu seinem gewöhnlichen Heilmittel gegen den Schmerz, zur Beschäftigung. Er fand eine »Feile für die Schlange« und war bald in seine neue Farbenlehre vertieft und in botanische Forschungen.

Sollte irgend Jemand in der Welt so gemeinen Geistes sein und so herzlos, um in dieser Geschichte von der letzten Liebe eines großen Mannes Stoff zu grausamem und groben Scherz zu finden, so muß ich gestehen, daß ich solch ein Wesen bedaure. In der Elegie, deren ich erwähnte, finden wir keine Spur von dem Ungestüm einer jugendlichen Leidenschaft, keine Hoffnungen, keine Wünsche, keine Befürchtungen, keine Begierde und keine Vorwürfe, wie deren sonst die Liebenden zu sagen pflegen. Sie ist kein blumenreicher, duftender Kranz von Schmeicheleien, der zu den Füßen der Geliebten niedergelegt wird, sondern vielmehr der Weihrauchsdampf eines feierlichen und verhängnißvollen Todtenopfers. Sie athmet die tiefste, traurigste Zärtlichkeit, als ob er liebend Abschied nähme von der Liebe. In diesen Zeilen liegt nichts, was nicht zu seinem Alter passe, noch was dem Rufe des Mädchens schaden könnte; aber Alles ist großartig, schön, geziemend und ernst, sowohl im Gefühl als im Ausdruck. Zuweilen, wenn ich dieses Gedicht lese und über dessen Wahrheit nachdenke, so füllen Thränen meine Augen selbst bis zum Ueberströmen, und mein Herz beugt sich nieder zu mitleids-

voller Verehrung, als wenn ich einen majestätischen Tempel sähe, welcher vom Blitz getroffen ist und durch seinen ganzen massiven Bau erzittert. In anderen Augenblicken habe ich das Resultat mit einer andern Art von Interesse betrachtet, nämlich als eine der außerordentlichsten poetischen und psychologischen Naturerscheinungen in der Geschichte des menschlichen Genius.

Der erste Theil dieses Gedichts ist an Werthers Schatten gerichtet und enthält eine der kräftigsten und harmonischsten Zeilen, die er je schrieb; zu dem andern Theile hat er als Motto jene schönen Zeilen seines eigenen Tasso angeführt:

»Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!«

Eckermann sagt, daß, als Goethe dieses außerordentliche Gedicht ihm vorlegte, habe er es vor allen seinen Manuscripten ausgezeichnet gefunden durch die besondere Sorgfalt, mit welcher es in seiner eigenen besten Schrift auf das beste Papier niedergeschrieben und mit einem seidenen Bande in einem rothen Maroquin-Umschlag befestigt war. Dieser kleine Zug eines fantastischen, sentimentalen Rückfalls in die Jugend wird Ihnen die Anekdote von Rousseau ins Gedächtniß rufen, welcher seine Lieblingsbriefe der Heloise mit rosenrothem Bande zusammengebunden und sich des lapis lazuli (Streusand) bedient hatte, um die Schrift zu trocknen.

Den 11ten März.

Ich fuhr in Eckermanns Buche weiter fort und fand Einiges von sehr großem Interesse.

Nachdem Eckermann einige Wochen in Weimar zugebracht, erzählt er seinem Freunde (Goethe), daß er anfange, den günstigen Einfluß eines geselligen Lebens zu fühlen und in gewisser Hinsicht aus der bloß ideellen und theoretischen Existenz, die er bis jetzt geführt, aufzutauchen u. s. w. Goethe redet ihm zu und sagt sehr treffend: »das müßte schlimm sein, wenn Sie das nicht sollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja! jeder Augenblick ist von unendlichem Werthe, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.

Die folgende Stelle ist sehr rührend und charakteristisch. Goethe scheint ein wenig trüb gestimmt zu sein, was nicht oft der Fall war.

»Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der

man eine gute Weile fortlebt und sich auf das Innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat.«

»Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünf und siebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von Außen als Innen, waren zu viele.«

»Mein eigentlicher Sinn war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weisen bethätigen, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue.«

»Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im

Leben sind gute Dinge. Allein mit all' meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken, aber sie nicht wie ich.«

Wie feierlich klingt das nicht Alles von den Lippen eines Mannes, welcher allen seinen Nebenmenschen an Jahren, an Ruhm, an Weisheit und an Glück so sehr überlegen war.

Als er einige schöne antike Gemmen Eckermann zeigte und sie mit der Art verglich, in welcher dergleichen Gegenstände und Gedanken durch moderne Künstler wären behandelt worden, machte er die schon oft wiederholte Bemerkung, wie weit wir in den jetzigen Zeiten den classischen Vorbildern nachstehen: »selbst mit der höchsten Anerkenntniß der schönen und unnachahmbaren Anmuth eines rein natürlichen, rein naiven Motivs, selbst mit dem Begriff und der Kenntniß, wie es zu machen sei, können wir doch nicht nachahmen, was wir bewundern; dann fügte er hinzu: »Meyer pflegt immer zu sagen, wenn nur das Denken nicht so schwer wäre! — Das Schlimmste aber ist,« fuhr er heiter fort, »daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie

freie Kinder Gottes vor uns da stehen und uns zurufen: da sind wir *) —

Im Jahr 1800 schrieb Tiedge ein Gedicht auf die Unsterblichkeit der Seele, welches Urania hieß, und Goethe erwähnt auf eine sehr heitere Weise den Eindruck, den dasselbe ehemals machte. »Die Urania lag auf jedem Tisch — Urania und die Unsterblichkeit der Seele war der Gegenstand einer jeden Conversation, und dumme und affectirte Frauen discutirten an ihren Theetischen die höchsten Angelegenheiten eines künftigen Lebens; dieses scheint sehr seine Ungeduld und Spottlust erregt zu haben. Wie wahr, sagt er auf einer andern Seite, daß dieselben Dinge sich immer in der Welt wiederholen, und daß niemals irgend etwas oder irgend eine Begebenheit vorgefallen ist, die nicht schon ein Mal dagewesen wäre!

Ich erinnere mich sehr wohl der Zeit, als in England »Satan« und die »Allgegenwart Gottes« und einige andere Gedichte von derselben Art erschienen und Mode wurden, wie da einige unserer englischen Damen in die Wolken versetzt wurden und in die Bezirke, wo Seraphinen sich scheuen aufzutreten, und andere wieder in die Tiefe, Gott weiß wohin. Da war es wieder dieselbe Geschichte wie mit Tiedge's Urania, ich spreche

*) Dasselbe sagt er an einer andern Stelle anders und besser: »alles Gescheute ist schon ein Mal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch ein Mal zu denken «

natürlich nur von der Anmaßung und Frivolität, welche sich bis zur Entweihung und Verwegenheit und noch weiter bei einigen Frauen gesteigert hatten, deren erhitzte Imagination die Vernunft überflügelte, und welche von der edlen vorgeschriebenen Demuth der wahren Frömmigkeit eben so verschieden waren, als die rasende Pythia des Alterthums der sanften Maria unähnlich war, welche zu Jesus Füßen saß und seinen Worten lauschte.

Goethe sagt an derselben Stelle, daß er selbst keineswegs den Glauben an eine Fortdauer entbehren möchte, und er denkt wie Lorenzo de Medici, daß alle Diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die auf kein anderes hoffen. Aber er eifert dagegen, daß man die göttlichen und unverständlichen Wahrheiten, welche die Apostel sogar mit Ehrfurcht berührten, mit einer gemeinen und verwegenen Vertraulichkeit behandelt, und dieses meine ich auch.

Goethe hat (hat? ich denke sein, als ob er jetzt noch lebte) die Gewohnheit, aus einer Sammlung von mehr als siebenzig Mappen von Kupferstichen und Original-Zeichnungen täglich nach dem Mittagsessen eine oder zwei aufzulegen, und diese in Gegenwart seiner Gäste und der Damen der Familie zu durchzublättern, während er sehr redselig über die verschiedenen Gegenständen sprach oder sich gefiel, den natürlichen Verstand und Geschmack seiner Umgebungen aufzurufen. Es war eine erhabene Vorlesung über die Kunst.

In einer dieser Mappen befinden sich einige außerordentliche Zeichnungen von Roos, dem berühmten Thiermaler, auf welchen man Schaafe und Ziegen in allen möglichen Stellungen sieht, deren Wahrheit bewundrungswürdig ist. »Mir wird immer bang,« sagte Goethe in der größten Bewunderung, »wenn ich diese Thiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden und möchte fast glauben, der Künstler sei selbst Eins gewesen. Er hatte kein Talent, wilde vierfüßige Raubthiere zu malen, er beschränkte sich auf die frommen Grasfressenden und that wohl daran, das Mitgefühl der Zustände dieser Thiere war ihm angeboren.«

Was würde Goethe wohl von einigen Gemälden des Edwin Laudseer gesagt haben — zu dessen Wild — zu dessen Hunde — zum Beispiel zu »der hochländischen Amme«, wo der Schäferhund bei dem schlafenden Kinde Wache hält? — Hat je Roos oder Snyders oder Rubens selbst uns die Seele des animalischen Lebens in so schönem Geiste wie Edwin Laudseer dargestellt?

Nach einigen anderen Gesprächen fährt Goethe fort, daß er meine, die Kenntniß der Welt sei manchen Dichtern angeboren. (Dieses scheint der Fall mit Shakspeare gewesen zu sein.) Er sagt: »er habe Götz von Berlichingen geschrieben, als er noch ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gewesen sei.« Zehn Jahre

später erstaunte ich über die Wahrheit meiner Darstellungen; erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände aus Anticipation besitzen.

Ja dieselbe Art von Anticipation, durch welche Johanna Baillie ihre schönen Tragödien auffaßte und schrieb. Wo fand sie, deren Leben so rein und »zurückgezogen wie der Thau am Mittag« war, die dunkeln, strengen, fürchterlichen Elemente, aus welchen sie die Charakterzüge und die Leidenschaften in de Montfort, Ethwald Basil, Constantine bildete? Wo anders, als in ihrem prophetischen Herzen und Geiste, in jener beinahe unbewußten Offenbarung der ganzen Natur, welche den Dichter ausmacht, und nicht durch Erfahrung oder Wissen. Johanna Baillie, deren zarter, gebildeter, weiblicher und christlicher Geist kaum einen unschönen Gedanken in irgend einem menschlichen Wesen zuließ, sie schuf de Montfort und gab uns eine Psychologie des Hasses; sie hätte auch wie Goethe über die Wahrheit ihrer eigenen Zeichnung erstaunen können.

Weiterhin spricht Goethe von der Vollkommenheit, mit welcher einige von den deutschen Frauen ihre eigene Sprache schreiben, so daß sie darin manchen der besten Schriftsteller übertreffen. Dieses kann man auch in Frankreich und England sagen; so daß, um Goethe's Lob ganz zu verstehen, man wissen muß, daß in Deutschland, wo zwanzigerlei Dialecte und hundert verschiedene

Stylarten sind, es nicht so leicht ist, einen schönen, klaren Styl zu schreiben. Fürst Metternich sprach mir einst folgende Bemerkung aus: »was ich in Ihrer Sprache bewundere, ist, daß Sie nur einen guten Styl im Sprechen und Schreiben haben, denn alle wohlerzogenen und gebildeten Personen in England sprechen und schreiben beinahe auf dieselbe Weise. In Deutschland haben wir eben so viel verschiedene Stylarten als einzelne Schriftsteller, und der Unterschied ist größer, als ein Fremder es sich denken kann.«

Doch mag selbst diese Art von Individualität im Styl besondern Werth und Reiz haben, und das wird man wahrscheinlich erst fühlen, wenn Kritik oder Mode die Regeln eines guten Styls so festgestellt haben, daß man in ganz Deutschland auf gleiche Weise schreiben muß.

Was er von sich und von Tiek sagt, ist sehr interessant. Er spricht von diesem mit Bewunderung und Wohlwollen; »aber,« fügt er hinzu: »als die Schlegels ihn mir entgegenstellen wollten, um mich in der Literatur zu balanciren, brachten sie ihn in eine schiefe Stellung. Ich kann das gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakspeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.«

Als sie eines Abends von Tiefurth nach Hause fuhren, sahen sie die Sonne bei einer Wendung des Wagens, wie

sie gerade im Westen niedersank. Goethe hielt ein mit dem Gespräch und blieb einige Momente wie in Gedanken verloren, dann sich selbst aus seinem Nachdenken erweckend, sagte er aus einem alten Dichter die Worte:

»Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.«

Dann sagte er mit heiterm und belebtem Ausdruck: »Wenn einer fünf und siebenzig Jahr alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt, mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist von ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unserem irdischen Auge unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Weiterhin drückt Eckermann sein Bedauern aus, daß Goethe soviel Zeit als Director vom weimarischen Theater geopfert und meint, es seien dadurch viele Werke für die Welt verloren gegangen. Worauf Goethe erwiedert: »Freilich, ich hätte indeß manches gute Stück schreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln.« Unter symbolisch verstehe ich: »jede Handlung muß an sich bedeutend sein, und auf noch eine bedeutendere hinzielen.«

Den 13ten März.

Heute war ich müssig und obgleich ich viel gelesen habe, so konnte ich doch nicht viel übersetzen und noch weniger anmerken.

Doch ist folgende Stelle mir sehr aufgefallen; das Gespräch wandte sich auf deutsche Dichterinnen, und Rehbein, Goethe's Arzt, behauptete, daß das poetische Talent der Frauen »eine Art von geistigem Geschlechtstrieb sei.«

„Hört ihn,« rief Goethe; »hört den Arzt mit seinem geistigen Geschlechtstriebe.«

Rehbein erklärte sich deutlicher, indem er bemerkte, »daß diejenigen Frauen, welche sich in der Literatur und vorzüglich in der Poesie ausgezeichnet hätten, beinahe immer diejenigen wären, welche in ihren besten Neigungen getäuscht wurden, und in dieser Richtung ihrer geistigen Fähigkeiten eine Art von Trost gesucht hätten. Wenn die Frauen verheirathet sind und Kinder haben, die sie pflegen können, so denken sie nicht daran, Gedichte zu schreiben *).«

Dieses ist zwar nicht sehr höflich und fein ausgesprochen, doch müssen wir nicht davor zurückschrecken, da es einige sehr wichtige Betrachtungen erschließt. Es ist gewiß, daß von den Frauen, welche sich in der Literatur

---

*) Dies ist mehr in Deutschland der Fall als in England, denn selbst in jetziger Zeit bedarf es irgend eines bedeutenden Beweggrundes, um eine deutsche Frau in die öffentliche Bahn der Literatur zu treiben.

ausgezeichnet haben, drei Viertel entweder von der Natur oder vom Schicksale, oder von den gesellschaftlichen Einrichtungen in eine schmerzliche und falsche Stellung versetzt sind. Es ist gewiß, daß in jetziger Zeit, wo die Gesellschaft alle Tage künstlicher und zusammengesetzter wird und das Heirathen, wie die Männer uns versichern, alle Tage kostspieliger, gewagter und unthunlicher ist, daß die Frauen Mittel und Wege finden müssen, um die Leere ihrer Existenz auszufüllen. Die Männer, unsere natürlichen Beschützer, Gesetzgeber und Herren, verweisen uns an unsere eigenen Kräfte; die Eigenschaften, welche sie vergeblich in uns bewundern, — das Ueberströmen, die anschmiegende Liebe eines warmen Herzens — die Häuslichkeit, der demüthige Wunsch zu gefallen, welcher alle Eitelkeit in Neigung auflöst — die zärtliche, zurückbebende Liebe, welche Adam so in Eva bewunderte, alle diese Eigenschaften auszubilden und sie durch künstliche Mittel zum Stapelplatz des weiblichen Charakters zu machen, heißt das nicht den Geschmack an Sonnenschein und an Rosen in Denjenigen ausbilden, welche wir nach der nördlichen Zone schicken, um dort zu leben?

Wir haben uns von der Natur entfernt und müssen — wenn wir es können, diese durch eine andere Natur ersetzen. — Uns bleiben Kunst, Literatur und Wissenschaft. Die Religion, welche früher den unglücklichen Frauen Klöster erschloß, vereinigt jetzt ihren schönen beruhigenden Einfluß mit den anderen Hülfsquellen, welche

die Vorurtheile der Welt uns gelassen haben, sie lehrt uns, daß wir, indem wir in der Art nützlich sind, als wir es sein können und indem wir unsere Fähigkeiten anwenden, wie wir sie anwenden dürfen, Gesundheit und Freuden finden können, und einen Ersatz für die verlornen und unterdrückten Gefühle und Kräfte, welche unserem Geschlecht zwar eigenthümlicher und natürlicher sind, vielleicht auch vor Gott am wohlgefälligsten. Doch im Vertrauen auf seine Gnade, und indem wir uns der Mittel bedienen, die er uns gegeben, müssen wir leisten, was wir zu unserm und zu unserer Mitschwestern Wohl zu leisten vermögen. Die grausamen Vorurtheile, welche uns von edleren Tröstungen und Beschäftigungen ausgeschlossen, haben meistens aufgehört, und man wird sich ihrer bald nur noch als roher Barbarismen vergangener Jahrhunderte erinnern. Wir wollen keine Caricaturen mehr von frömmelnden, kartespielenden und erbitterten alten Jungfern haben! Wir wollen keine bösen Nachreden, keine Papageien, Katzen, Schooßhunde oder vielleicht noch Schlimmeres mehr, Alles, was bei gemeinen und frivolen Seelen Spott erregt, doch bei den Nachdenkenden tausend mitleidige und trübe Empfindungen hervorrufen muß! Im Namen der Menschlichkeit und der Weiblichkeit laßt uns es abschaffen. Coleridge, welcher die schönsten, zartesten und ehrerbietigsten Worte über Frauen niedergeschrieben hat, welcher besser als irgend ein Mann sich auf das, was ich die Metaphysik der Liebe

nenne, versteht, Coleridge, wie Sie sich erinnern werden, hat angeführt, daß der Charakter einer Frau darin bestände, charakterlos zu sein. »Jeder Mann,« sagte er, »würde eine Ophelia oder eine Desdemona zur Frau mögen *).« Ja gewiß, dieser Gedanke ist ein echt männlicher, und doch, was würde ihr Schicksal sein? Was würde jetzt das Schicksal eines solchen hingebenden, vertrauenden Engels sein? Leben wir im arkadischen Zeitalter? Leben wir unter Paladins und Charles Grandisons, und ist Schwäche, Unschuld und Unwissenheit für uns Sauvegarde oder Fallstrick? Finden wir wirklich unsere Rechnung dabei?

»Schön in unserer Gebrechlichkeit und liebenswürdig in unserer Schwäche zu sein?«

O nein! die Frauen bedürfen in unserer Zeit des Charakters mehr als irgend etwas. Die Eigenschaften, welche sie erfähigen, dem Unglück zu widerstehen und dasselbe zu ertragen; sie bedürfen eines sich selbst beherrschenden, gebildeten, thätigen Geistes, um sich zu schützen und zu erhalten. Wie viele unglückliche Frauen heirathen nur ihres Unterhalts wegen! Wie viele unglückliche Frauen verkaufen sich der Unehre für Brot! — und es ist nur ein geringer Unterschied zwischen Schande und Elend! Wie viele unverheirathete Frauen leben in einer bemitleidungswerthen Abhängigkeit, wenn sie arm sind, in einsamen Entbehrungen, ungeliebt und ohne Freunde, wenn reich, in

*) In Deutschland ist Gretchen das Ideal der Männer. D. Uebers.

zweckloser bedauernswerther Unbedeutendheit. Wie viele heirathen nur um der Unabhängigkeit willen, welche ihnen außerdem nicht zugestanden wird! Doch je mehr Wege sich uns eröffnen, desto weniger dürften wir befürchten, irre zu gehen.

Es ist gewiß in jetzigen Zeiten gefährlich und unchristlich, dem alten Grundsatze zu folgen: die Frauen nur zu glücklichen Gattinnen und Müttern zu erziehen, das hieße, allen ihren Fähigkeiten, ihrer Bildung, ihren Lebensansichten nur eine Richtung geben, als ob für alle Frauen nur eine Bestimmung festgesetzt sei, nur eine Hoffnung, nur ein Segen, dieselbe Hauptempfindung und derselbe Lebenszweck. Manche behaupten, daß es so sein sollte; aber so viel wir wissen, so ist es nicht so. Wir wissen, daß Tausende und Hunderte von Frauen nicht glückliche Gattinnen und Mütter sind, ja nie weder Gattinnen noch Mütter werden. Die Ausbildung der moralischen Kraft und der geistigen Thätigkeit, so wie der geistigen Fähigkeiten und Neigungen wird eine Frau nicht abhalten, eine gute und glückliche Gattin und Mutter zu sein, sondern vielmehr, sie wird dieselbe erfähigen, selbst Zufriedenheit und Unabhängigkeit zu finden, wenn auch Liebe und Glück ihr versagt sein sollten.

Den 14ten März.

Heute ging es besser.

Goethe spricht mit großer Bewunderung von den Gedichten der Talvi, sowohl von dem Originale als von den Uebersetzungen. (Talvi ist Mademoiselle Jacob, jetzt Mistreß Robinson in Amerika.)

Es findet sich in verstreuten Stellen viel über Lord Byron, Goethe scheint diesen sehr gut verstanden zu haben — ich meine den Mann sowohl als den Dichter *).

Zu jener Zeit verdrehte Byron alle Köpfe in Deutschland, und Goethe, welcher durch Byrons Verehrung und Bewunderung geschmeichelt war, fühlte und erkannte seinen Genius an. »Er war,« sagt Eckermann, »unerschöpflich, wenn er von Byron sprach, und sympathisirte als Poet, mit der außerordentlichen poetischen Kraft, die dieser entwickelte. Aber als Philosoph beklagte Goethe den Mißbrauch und die falsche Richtung der Talente, die er so hoch stellte. Er wirft ihm die verneinende, düstere Tendenz seines Geistes vor und stellt dieselbe als Contrast der gesunden Heiterkeit Shakspare's entgegen. Als er von Byrons seltsamen Versuchen sprach, die Gesetze der drei Einheiten im Drama wieder einzuführen, sagt er sehr treffend: »hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt.«

---

*) Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet, sobald er reflectirt, ist er ein Kind.

An einer andern Stelle spricht er von den Dichtern welche sich bestrebt haben, Byron nachzuahmen, und welche schreiben, als ob sie Alle krank wären, und die ganze schöne Welt nur ein Lazareth. Er sagt: »es ist solches ein Mißbrauch der Poesie, die uns in den Kämpfen des Lebens als ein Trost verliehen war, damit sie den Menschen mit der Welt, in welcher er lebt, zufriedener machte und nicht unzufriedener.«

Wie ganz stimme ich mit Goethe überein, wenn er in Zorn gegen das Negative und Satirische in der Poesie und Kunst ausbricht! Er sagt: »Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen; nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet; wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun.« Und das ist gewiß wahr. Er sagt noch auf einer andern Seite, »daß, wenn er Zweifel und Widerspruch in seiner Seele gefunden habe, so hätte er denselben immer verschwiegen, und er habe dem Publikum nur immer erst das festgestellte Resultat mitgetheilt, oder was er als ein solches erkannte, wenn er dazu gelangt war.« Diese Festigkeit des Tones, dieser heitere Blick auf das Universum und auf die Menschheit tritt uns ganz besonders aus vielen Werken Goethe's entgegen. Er sagt, daß die Grundlage seiner meisten lyrischen Gedichte — Wahrheit gewesen sei, irgend eine wirkliche Begebenheit oder ein wirkliches Gefühl. Und

einige seiner schönen moralischen Gedichte, zum Beispiel die, welche er die Gränzen der Menschheit, und das Göttliche genannt hat, erinnern mich an Wordsworth, sowohl durch das reine gesunde Gefühl, als durch die glückliche Auswahl und die Schönheit des Ausdruckes, durch welche zu unserm Herzen gesprochen wird. Er sagt von Winkelmann: »Man lernt nichts, wenn man ihn lies't, aber man wird etwas.«

Das Folgende ist sehr unterhaltend, und zeugt von einer großartigen Aufrichtigkeit. »Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen; so wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.«

Ein Goethe konnte das wohl sagen!

Er spricht mit vieler Liebe von Schiller und mit gerechter Würdigung seines Talentes. »Alles in Schiller war großartig, seine Haltung, seine Gestalt, aber seine Augen waren sanft, jede seiner Bewegungen war würdig und groß, und wie sein Körper war sein Talent. Wir lebten in solch täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, so Einer in dem Andern, daß bei einzelnen Gedanken, welche in unseren Werken vorkommen,

gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern.«

Diese zwei großen Männer, welche während ihres Lebens so eng verbunden waren, wurden nach Schillers Tode in eine Art von Rivalität einander gegenübergestellt, und noch immer streiten sich die verschiedenen literarischen Parteien über das, worüber kein Streit obwalten sollte. Coleridge sagt: »Schiller ist tausendmal gemüthlicher als Goethe, und Goethe beherrscht nicht die Herzen der Menschen wie Schiller, und wird sie nie so beherrschen können.« Ich glaube, das ist wahr. Die Ursache davon ist, daß Schiller im Allgemeinen die Frauen und jungen Leute für sich hat, d. h. solche, deren Meinungen und Gefühle am lautesten und enthusiastischsten ausgesprochen werden. Goethe sagt scherzend im Bezug hierauf: »Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.«

Er spricht von der neuen Schule der kritischen Geschichtsschreiber, welche zu beweisen strebten, daß die ganze alte Geschichte ein Mährchen sei.

»Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch aufregen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik, und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind,

die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit; und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.«

Ich meine, er hat hier mehr im Scherz gesprochen als mit ernstem Urtheil, und ist das nicht sehr anziehend!

Er fährt weiter fort: »So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich der Zweite mit dem Papste zu thun hatte, und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer zurückgerufen gewesen, und von selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe.«

Späterhin fügt er noch hinzu, »daß in der Poesie

diese Art von skeptischer Kritik nicht so viel Unheil stiftete.« Wolf hat den Homer zerstört, aber dem Gedicht hat er nichts anhaben können, denn die Iliade hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's, die sich des Morgens in Stücken hauen, und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.«

Man kann gar nicht loskommen — hier muß ich aufhören. Doch nein, diese Stelle über Shakspeare ist zu schön, ich muß sie noch niederschreiben.

»Wie unendlich reich und groß ist Shakspeare! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und Alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! Man kann über Shakspeare gar nicht reden, es ist Alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.«

»Er ist gar zu reich und gewaltig. Eine productive Natur darf nur alle Jahre ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und durch Egmont ihn mir vom Halse schaffte. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon? Denn Shakspeare giebt uns in silbernen Schalen goldene Aepfel; wir be-

kommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun; das ist das Schlimme.«

Ich mache mein Buch zu, und so gute Nacht.

Wo weilt er nun, er, der verschwand, und doch nicht verloren ist? — Vielleicht thront er jetzt unter jenen Sternen mit seinem Shakspeare und mit seinem Schiller in erhabenem Gespräch? und Walter Scott steht daneben, Liebe und Gedanken ruhen auf seiner großen Stirn — was für eine herrliche Partie Quarrée.

Den 15ten März.

Dieser letzte Paragraph, welchen ich gestern Abend schrieb, erfüllte meinen Kopf so mit Gedanken und Phantasieen und Erinnerungen, daß ich am heutigen kalten Abend nicht in der Stimmung bin, fleißig zu sein; so rücke ich denn meinen Schreibtisch nahe an das Feuer, und theile meine Langeweile Ihnen mit; und wenn Sie noch zweimal so weit wären, und die Langeweile noch einmal so groß, ich würde sie doch vom ganzen Herzen Ihnen mittheilen; wie würden Sie aber damit zufrieden sein?

Ich war heute sehr mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, denn wir machen Vorbereitungen, unsere Wohnung zu verlassen, um ein neues Haus zu beziehen, das noch nie bewohnt war, und jetzt bin ich allein

in meinem Zimmer. Ich bin ermüdet und trüb gestimmt.

Woher und was sind wir denn, daß Dinge, welche wir nicht sehen, uns mit Dingen beladen können, die nicht sind. Hätte ich das Herz jenes wunderbaren Vogels aus der persischen Erzählung, welches, wenn es an irgend ein menschliches Herz gelegt wurde, dieses Herz zwang, wachend oder schlafend durch die Lippen die Wahrheit von sich zu geben, so würde ich zu erfahren suchen, in welchem Grad in jedem Busen der Glaube an das Uebernatürliche besteht? In vielen Seelen, welche ich kenne, und welche in andern Dingen starke Seelen sind, lebt dieser Glaube als eine verborgene Quelle der Qual; in andern, welche nicht stärker sind, lebt er als eine Quelle der Freude und Aufregung. Ich habe Menschen gekannt, welche den Glauben an Geistererscheinungen sehr witzig bespöttelten oder ernst bestritten, und während der ganzen Zeit konnte ich in ihren Zügen lesen, daß sie wenigstens einmal in ihrem Leben sich vor ihrem eigenen Schatten gefürchtet hatten. Die conventionelle Feigheit, die Furcht vor dem Ridikul und die Eigenliebe, welche gescheute Personen abhält, die ganze Wahrheit alles dessen zu enthüllen, was über diesen Punkt in ihrem Geiste vorgeht, raubt uns die Mittel, einen interessanten Zweig der Psychologie zu entwickeln und dessen Quelle nachzuspüren. Zwischen der gemeinen Leichtgläubigkeit, der Uebertreibung und dem

völligen Skepticismus und Materialismus einiger Individuen, welche Philosophen sein möchten, liegt ein großer Raum von bestreitbarem Boden, eine Art von Zwielicht-Region oder limbo, durch welche ich meinen Weg nicht deutlich durchfinden kann. Einer der begabtesten und gebildetsten und zugleich rationellsten und praktischsten Charaktere, denen ich je begegnet bin, sagte mir einst ganz ernsthaft: »Ich danke Gott, daß ich an keine Unmöglichkeit glaube!«

In wiefern ist unser Wahrnehmen auf unsere äußeren Sinne beschränkt? Kann das irgend Jemand sagen? — Denn daß unsere Gewahrnehmung nicht ganz und gar auf die Eindrücke, welche die äußeren Sinne aufnehmen, beschränkt ist, scheint der einzige Satz zu sein, den man bewiesen hat. Und sind solche fühlbare und sichtbare Eindrücke die einzigen, die wir aufnehmen können? Wenn Jemand die gewöhnliche und oft wiederholte Frage an mich richtet: »Glauben Sie wirklich an Geister?« So antworte ich scherzend: »Ich glaube wirklich n i c h t daran. Ich glaube auch in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht daran, aber ich glaube an die Wirklichkeit derjenigen Dinge, welche man imaginär nennt.«

Während meines Aufenthalts in Weimar wurde eine sehr hübsche kleine Abendgesellschaft für mich bei Frau von Ahlefeld veranstaltet. Es gab den Abend keine Karten; um einen runden Tisch sitzend wurden

wir sehr gesprächig und vertraulich, und am Ende verfielen wir darauf, uns Geistergeschichten zu erzählen. Es scheint, als sei Deutschland noch immer wie Irland das Land des Uebernatürlichen, so wie das Land des Romantischen. Es lag etwas sehr Erbauliches in dem aufrichtigen Glauben und dem vollkommenen Ernst einiger der Erzählenden, so wie einiger der Zuhörenden, worunter auch ich mich befand.

Der Baron von Sternberg gab uns eine Geschichte von einer Geistererscheinung im Schloß seiner Schwester in Liefland. Sie war sehr gut und wurde auch sehr gut vorgetragen, obgleich in der That es ein Gespenst war, welches man am allerwenigsten in einem Schloß in Liefland vermuthet hätte, denn es war der Geist Voltaire's.

Dann erzählte uns der Großherzog die Geschichte einer gewissen Fürstin von Rudolstadt, deren Portrait in Kochberg hängt, und welche in ihrer Familie für eine Prophetin, Geisterseherin und Traumdeuterin galt; auch hatte sie sehr wilde und poetische und selbst groteske Erscheinungen und Träume, welche ihr die vergangenen und künftigen Schicksale der Familie enthüllten. Die ganze Geschichte und die Beschreibung des Rudolstädter Schlosses, des alten Hofes und der drei bejahrten Prinzessinnen, welche wie gothische Figuren auf einer Gobelintapete sich ausnahmen, so stattlich, so steif und so häßlich, und doch so mit einer Färbung des Roman-

tischen angehaucht; das alles wurde mit solch einer Lebendigkeit der Details, solch einem malerischen Geiste erzählt, daß es mich über alle Maßen unterhielt und interessirte. Ich glaubte, sie vor mir zu sehen, und ich glaube, ich sehe sie eben jetzt.

In Erwiederung dieser Erzählung gab ich nach der besten Autorität, dem Crofton Croker, die Geschichte des irländischen banshee*) und vorzüglich von dem identischen banshee, dessen Besuche ein Erbstück meiner Familie sind, und dessen ich mich aus peinlichen Gründen erinnere. Mein banshee gefiel allgemein, dem größten Theile der Gesellschaft war der Gedanke neu, und ich habe selbst die Hoffnung, daß er Sternberg mit einem Pendant zu seinem Gedichte vom König O'Donohne begeistern wird.

Das Gespräch lenkte sich natürlicher Weise auf erbliche Geistererscheinungen und gespenstische Büßungen,

---

*) Banshee ist ein irländischer Geist, welcher nur in altirländischen Familien erscheint, in deren Adern weder sächsisches, noch englisches Blut fließt. Dieses Gespenst hat die Gestalt eines alten Weibes in dunkler Hülle und Kaputze, so daß noch Niemand ihr Antlitz sah; aber ihre Klagen vernimmt man oft. Sie stimmt dieselben an, wenn Tod oder irgend ein Unglück die Familie, welche sie beschützt, bedroht.

Nur echt irländische Ohren vernehmen die Klage des banshee und echt vaterländische Herzen erfüllt dieselbe mit Schauder.

die Frucht von Verbrechen der Ahnen, auf welchen Aberglauben Grillparzer sein lyrisches Drama »die Ahnfrau« gegründet hat. Das Schloß der Familie W— in der Nachbarschaft von Weimar wurde erwähnt, als dieser Art von Geistererscheinungen ausgesetzt. Zwei Individuen, welche gegenwärtig waren, hatten dieses Schloß öfters besucht, und sprachen von dem Phantome avec connoissance de fait. Die jetzige Baronin W— welche unter aufgeklärten und gescheuten Leuten aufgewachsen war, erklärte, sie sei ganz ungläubig, und bezog nach ihrer Vermählung das Schloß ihres Gemahls mit der ganzen Sicherheit, welche Vernunft und Philosophie geben können. »Aber — so lautete die Geschichte — es geschah, daß bald nach der Geburt ihres ältesten Kindes sie um Mitternacht erwachte, und ein überirdisches Wesen erblickte, welches sich über die Wiege ihres Kindes beugte, wie es schien, mehr in Liebe und um es zu segnen, als in irgend einer unheiligen Absicht Doch von dieser Zeit an, heißt es, hat sie nicht mehr gern das Schloß der Ahnen ihres Gemahls bewohnt.

In der Familie des Baron —, dessen Schloß auch in der Nähe von Weimar liegt, befindet sich ein goldener Ring mit wunderbarer Kraft, der durch irgend ein übernatürliches Wesen einem der früheren Besitzer mit der Versicherung gegeben ward, daß, so lange derselbe in dem Schloß bliebe, das Glück immer die Familie begleiten werde. Jeder Versuch, welcher späterhin von

ungläubigen Baronen gemacht wurde, um diese Sage auf die Probe zu stellen, wurde von irgend einem großen Unglück gefolgt, und das letzte Mal von einem zerstörenden Feuer, welches beinahe das ganze Schloß verwüstete. Diese Geschichte wurde auch sehr gut erzählt.

Es scheint, als ob in diesen kleinen deutschen Staaten immer irgend ein Ahnherr oder Prinz mit einem blaubartigen Ruf gelebt hätte, um den Helden aller grauenhaften Geschichten abzugeben, und den furchtsamen Kindern als Schreckniß zu dienen. Der Herzog Ernst August spielt in der Geschichte von Sachsen Weimar den Tyrannen. Er war nicht allein ein Tyrann, sondern auch Atheist, Alchemist und Zauberer und Gott weiß, was alles noch. Nun gab es auch einen wüsten Abenteurer, Namens Laumartin, der sich in die Gunst des Herzogs eingeschlichen und sein Kammerherr wurde, und ihm bei seinen chemischen Versuchen und Zaubereien behülflich war. Es existirt eine Sage, daß einer der Ahnen dieses fürstlichen Hauses vor Jahren den Stein der Weisen entdeckt habe, und das Recept zu demselben mit sich habe begraben lassen, indem er einen schrecklichen Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher aus Geiz seine letzte Ruhe stören würde. Der Herzog Ernst überredete Laumartin, in die Familiengruft hinabzusteigen und das mächtige Geheimniß aus dem Sarge seines Ahnherrn zu holen. Laumartin unternahm das Geschäft mit heiterer Verwegenheit, und blieb zwei

Stunden in der Gruft. Als er wieder heraufstieg, war er ganz bleich und sehr verändert, er nahm feierlichen Abschied von seinen Freunden, wie ein Mann, der zum Tode verdammt ist. Man lachte ihn natürlicher Weise aus; doch am dritten Tage nachher fand man ihn in seinem Zimmer auf der Erde liegend, sein Rapier in der Hand, seine Kleider zerrissen, seine Züge verzerrt wie nach einem fürchterlichen Kampfe.

Diese Geschichte, welche sich so oft in verschiedenen Ländern und Zeitaltern und in verschiedenen Gestalten wiederholt hat, erschien mir sehr merkwürdig, sowohl vom philosophischen, als vom historischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Der Herzog Ernst August lebte in einer Zeit, wo eine wilde abergläubische Leichtgläubigkeit, ein Glaube an Zauberei und Alchemie zu gleicher Zeit mit dem kühnsten Skepticismus in religiösen Angelegenheiten herrschte; Beides wurde in Deutschland, Frankreich und England zu gleicher Zeit Mode. Cagliostro und seine Nachahmer und Schüler herrschten über die Gemüther. Erinnern Sie sich nicht in den Memoiren des Baron von Grimm der Geschichte eines französischen Abenteurers, welcher in den ersten Zirkeln von Paris für ein übernatürliches Wesen gehalten wurde. Man sagte, er besäße das Lebenselixir, und der wandernde Jude war dem Anscheine nach ein Jüngling im Vergleich mit dem ewigen Leben dieses Menschen. Im Hause des Marschalls Mirepoix saß er einst am Piano

und spielte ein Musikstück von so erhabener und außerordentlicher Schönheit, daß Alle fragten, ob es seine eigene Composition sei, oder wo man die Noten haben könne? Worauf er mit gedankenvollem Blick erwiederte: »Ich hörte es zum letzten Male als Alexander der Große in Babylon einzog.«

An diesem Abende wurden noch viele andere Geschichten erzählt, alle von verschiedenem Interesse, aber alle mit einer poetischen und charakteristischen Färbung. Endlich trennte sich die Gesellschaft. Ich ging nach Hause, und da wir sehr aufgeregt waren, sprachen wir noch während einiger Zeit über den Einfluß der Phantasie und deren verschiedenen Illusionen, und über den Aberglauben der verschiedenen Zeiten und Länder. Die Sache selbst hat immer bestanden, und es scheint, als ob sie einen Theil der menschlichen Natur begründete, und sich nur milderte oder in seinen Aeußerungen veränderte, zuweilen durch äußere Einflüsse, zuweilen durch das eigenthümliche Temperament des Einzelnen. Die Mode, oder in andern Worten die Sympathie und der Nachahmungstrieb, habe eben so gut Geister erzeugt wie sie Wahnsinnige und auch zuweilen Selbstmörder erzeugten.

Endlich boten wir uns gute Nacht. Ich zündete meine Lampe an, welche in einem Leuchter von antiker Form befestigt war. Es war derselbe, der bei Goethe's Taufe gedient hatte, und den ich immer mit großer Ehr-

furcht in die Hand nahm. Um in mein Schlafzimmer zu gelangen, mußte ich vor der Thür des Zimmers vorbeigehen, in welchem Goethe das Leben ausgehaucht hatte. Von diesem Augenblick an ist es als Heiligthum betrachtet worden; Alles bleibt darin unberührt und ungestört, und der Schlüssel ist in Verwahrung des Bibliothekars. Im Vorzimmer steht eine große Hausuhr (als ich in Weimar war stand sie wenigstens da), welche an der Jubelfeier Goethe's ihm geschenkt wurde; es ist dieselbe, welche im Zimmer seiner Mutter stand und die Stunde schlug, in der er geboren ward. Nachdem sie durch viele Hände gegangen, wurde sie vom Großherzog von Baden gekauft, und bei dieser unvergeßlichen Gelegenheit als Geschenk dem Dichter übersandt. Diese Uhr bleibt wie das übrige Geräthe dieses heiligen Gemachs unberührt, doch in dieser Nacht, durch irgend einen unerklärlichen Zufall, schlug sie eins — zwei — drei — vier und sofort bis zwölf. Beim ersten Schlage stand ich still — selbst mein Athem stand still, und ich horchte. Ich blickte nicht zur Linken, wo die Thür in jene heiligen Räume führte, — die Räume des Todes und der Unsterblichkeit, — ich blickte nicht zur Rechten, wo die dunkle Höhle der Treppe mir entgegen gähnte, ich blickte auch nicht vor mir; aber mein Auge war auf die silberne Reliquie, welche ich in der Hand hielt, geheftet, und so stand ich still. Die innere Bewegung, welche meine Kräfte in diesem Augenblicke hemmte, war sehr

weit von Furcht entfernt, und glich ihr nicht einmal, — es war nur ein Ton! Doch es war derselbe Ton und dieselbe Stunde, welche diese Welt einem der größten und begabtesten Geister erschloß, die Gott in seiner hohen Gnade je gesandt, um die Welt zu erleuchten und um die Grenzen der menschlichen Freude und Vervollkommnung zu erweitern. Es war derselbe Ton und dieselbe Stunde, welche ihn aussandte, sich mit der großen Seele der Natur zu vereinen:

»A voice in all her music, from the moan
»Of thunder to the song of nights sweet bird;
»To be a presence to be felt and known
»In darkness and in light« *).

Und so in der Stille und Einsamkeit der Nacht, als diese Töne langsam einer nach dem andern erklangen, schienen sie die ganze Luft um mich her zu erfüllen, um in mein Ohr zu dringen und in meine Fingerspitzen herabzurieseln, und ich sah das Licht zittern, welches ich vor mir hielt. Doch kehrte die Vernunft und die Macht der Bewegung wieder zurück. Im nächsten Augenblick war ich in meiner Stube, und saß in Goethe's Armsessel mit ruhigem Puls und ruhigem Geiste und glücklich, wieder Herrin meiner Vernunft zu sein. Auch hätte ich nicht jenes seltsame überwältigende Gefühl entbehren

*) Eine Stimme zu sein in ihrer Musik, vom Rollen des Donners bis zum Gesang der Nachtigall, und um im Dunkel und im Licht gefühlt und erkannt zu werden.

mögen, den angenehmen Schauer jenes unvergeßlichen Augenblicks! nicht um die ganze Welt. So kurz und vorübergehend diese Empfindungen auch waren, so gehören sie doch von nun an zum Gewebe meines Lebens, und sollte ich ein Jahrhundert leben, so würde ich sie doch nicht vergessen, noch würde ich es wagen, dieselben zu schildern — wenn ich sie auch mit Worten zu schildern vermöchte.

Den 16ten März.

Ich war heute müssig, und anstatt regelmäßig in meinem Buche weiter zu lesen, durchblätterte ich es nur und merkte hier und da auf einige Stellen. Ich finde den Versuch, alles das aufzuzeichnen, was ich aus diesem herrlichen Buche in meinem Gedächtniß behalten möchte, ganz unmöglich. Ich dachte im Anfang, es sei ein Werk wie das von Boswell, und nichts ist weniger zu vergleichen als diese beiden. Der Unterschied zwischen Dr. Johnson und Goethe ist nicht größer als der zwischen Eckermann und Boswell. Boswells Buch ist herrlich, doch der persönliche Charakter des Menschen steht immer im Wege, wir ziehen Nutzen aus seiner Indiscretion, und die unbedeutenden Details, die er uns ohne Auswahl giebt, erwecken oft unsern Ekel. In seinem Buche ist Johnson ein großer Koloß, der über diese enge Welt hinwegschreitet, mit einem Leuchtthurme in der

einen Hand, und einem Bündel Pfeile in der andern. Doch in Eckermanns Buche ist Goethe nichts anders als der olympische Jupiter, welcher an seiner Tafel sitzt und Nektar und Ambrosia vertheilt, während er wie ein Kind mit seinen eigenen Blitzen spielt *). Boswell mischt sein eigenes Selbst überall hinein, durch seine Unterwürfigkeit und Eitelkeit versetzt er seinen Patron nicht immer in erhabene Stellungen; und die wohlbekannten Gleichnisse vom Affen auf dem Rücken eines Bären und dem Bologneser-Hunde in der Höhle eines Löwen scheinen uns kaum zu streng. Wenn ich ein Gleichniß für Eckermann auffinden sollte, so würde ich sagen, er sei eine Drossel, die sich unter den Flügeln eines großen Adlers birgt, die zuweilen von ihrem großen Herrn und Meister zwar in Schatten gestellt, doch nie eingeschüchtert wird, und welche die Schrecknisse seines Schnabels und die Blitze seiner Augen nicht fürchtet. Immer bleibt Eckermann er selbst, und dieses Selbst ist immer liebenswerth und muß unsere Achtung gewinnen. Seine Einfachheit, seine Geradheit, seine freundliche Milde, seine poetischen und künstlerischen Gefühle sind

*) Auf einem Basrelief über dem Eingang von Goethe's Zimmer in seinem Hause zu Weimar ist eine traurige Anspielung zu sehen: ein leerer Thron des Jupiters mit dem Adler zu den Füßen und die Blitze liegen verlöscht und unthätig.

immer anziehend, man muß ihn seiner selbst wegen lieben, eben so als Goethe's wegen.

Demungeachtet würde eine Uebersetzung von diesem Buche kaum in England gefallen; es handelt mehr von »Begriffen als von Thatsachen«, und mehr von Gedanken und Plänen als von Anekdoten und Persönlichkeiten. Man muß ein großes Interesse an deutscher Literatur und Gesellschaft nehmen, und an allen schönen Künsten, um es ganz zu schätzen. Es hat einige Aehnlichkeit mit Coleridge's »Tischgespräch,« welches gewiß wenige Deutsche verstehen würden, obgleich die Kritik und Urtheile, die es ausspricht, voll Interesse für den englischen Leser sind. Es ist aber dramatischer und lebendiger in der Manier.

Als ich erst seit Kurzem das Buch besaß, und mit Entzücken einiger Stellen erwähnte, welche meine Aufmerksamkeit angezogen hatten, schrieb mir eine Freundin, die Goethe sehr genau und lange gekannt hatte, in ihrem eigenthümlichen Style, sehr hübsch über den Charakter und den Plan des Buchs.

Eckermanns Buch, sagte sie, ist der reinste Altar, welcher noch dem Ruhme Goethe's errichtet wurde. In unserer jetzigen Zeit, wo die Pietät so abzunehmen scheint, wo ein junger talentvoller Autor die Feder wie eine Art Dissections-Messer ergreift, und da verstümmelt und forscht, wo er einst zitterte und anbetete; wo sein ernstes Bestreben ist, die schwerste Bürde, welche die Seele

eines Egoisten drücken kann, abzuschleudern — die Bürde nämlich der Bewunderung für die Verdienste eines Anderen, ist es da nicht erfreulich, auf ein solches Buch wie dieses zu stoßen? Und jetzt, wo Alles, was wir lesen, so künstlich, so gemacht, so impertinent ist, da freut man sich einmal ein Buch aufzuschlagen, wo man auf jeder Seite den Pulsschlag eines warmen treuen Herzens fühlt? — Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, doch scheint es mir, als ob diejenigen, welche nicht bewundern können, auch nicht verdienten bewundert zu werden; wie würdig muß also derjenige Mann sein, welcher so sein ganzes Herz und seine ganze Seele in Bewunderung zu den Füßen eines Andern niederlegt. Die Einfachheit seiner gänzlichen Selbstverleugnung giebt dem Ganzen eine gewisse Würde. Es ist hier nichts als Wahrheit und Liebe — denn Goethe liebte Eckermann, und oh! wie sehr liebte Eckermann Goethe.«

»Ich kann und darf hier kein kritisches Urtheil haben; ich kann nur ein Zeugniß ablegen für die allgemeine Wahrheit des Ganzen — es kann nichts Wahreres geben. Ich kann nicht wie Sie von einzelnen Stellen entzückt und frappirt sein; ich war zu lange eine Art von Ober-Schatzmeisterin, um verwundert und geblendet zu sein, wenn ich die Kisten geöffnet sehe. Ich begrüße die Edelsteine als alte Bekannte.«

Nach diesem ermuthigenden Zeugniß fahre ich mit meinen Anmerkungen und mit meiner Uebersetzung fort:

Es scheint, als habe Schiller den Plan gehabt ein Theater zu gründen, wo dann und wann Stücke nur von Männern aufgeführt werden sollten, und Goethe scheint diese Idee gebilligt zu haben: das thue ich nicht. Die zwei Geschlechter sind schon genug getrennt durch verschiedene Pflichten und verschiedene Studien, was darauf berechnet ist, sie auch im Vergnügen zu trennen, kann nicht gut sein. Ein Theater, ausschließlich für Männer bestimmt, würde bald einem Bärengarten gleichen.

In einer Abendgesellschaft wurden Göthen einige von seinen Liedern, zu denen Eberwein eine schöne Musik componirt hatte, vorgesungen, was ihm Freude machte. Als Alles vorüber war, sprach er gegen Eckermann die Bemerkung aus, daß »diese Lieder aus dem Divan gar kein Verhältniß mehr zu ihm hätten.« Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben, es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: »um Mitternacht,« hat sein Verhältniß nicht zu mir verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort!«

Mehrere Seiten weiter, unter verschiedenen andern Dingen, finde ich diese Bemerkung über Schiller. »Durch Schillers alte Werke," sagt Goethe, »geht die Idee von

Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, und die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle.« Und weiterhin sagt er sehr schön: »Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist.«

Er sagt von Lagrange — »Er war ein guter Mensch und deswegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst.« Dieses kommt dem, was Weber an Mendelsohn schrieb, gleich. Später sagte er:

»Alles Große und Gescheite existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und Könige gegen sich hatten, und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.«

Ich habe oft gedacht und gefühlt, daß während wir in England eine politische Freiheit haben, so haben wir doch nichts, was der persönlichen und individuellen socialen Freiheit der Deutschen, selbst unter dem schlimmsten Gouvernement, gleich käme. Deshalb fiel mir die Stelle, welche jetzt kommt, vorzüglich auf. Als Goethe mit gro-

ßem Beifall von Guizot spricht, führt er eine seiner Bemerkungen an. »Die Germanen brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor Allem eigen ist, und in den alten Republiken nicht bekannt war.«

»Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen Recht? Und ist nicht diese Idee bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle; auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß Jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Verisolirung unserer Gelehrten, wo Jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt; Alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Uebereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen; die Deutschen aber gehen Jeder seinem Kopfe nach, Jeder sucht sich selber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in Jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus dann, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.«

Dieses scheint mir sehr wahr, und muß Jedem auffallen, der in Deutschland gewesen ist, und das Interesse empfunden hat, welches diese Art von Individualität der Gesellschaft verleiht. Obgleich ich Reisenden begegnet

bin, welche nicht wenig dadurch außer Fassung gebracht wurden; denn da ihr eigenes Leben bis jetzt, »comme une goutte d'huile sur une table de marbre« dahinfloß, können sie nicht die kleinen Ecken begreifen, an welchen sie sich stoßen. Die Frauen scheinen ihnen affectirt, und die Männer wunderlich — gerade weil die erstern natürlich, und die andern originell sind, und denjenigen Frauen und Männern gar nicht gleichen, die sie zurückgelassen und deren Geister wie ihre Körper nach derselben Mode gekleidet waren.

In Deutschland war ich gewohnt, das Werk de l'Allemagne von der Staël auf eine verächtliche Weise nennen zu hören, wenn es ja einmal genannt wurde, denn es war entweder vergessen oder veraltet. Ihre abgenutzten Kenntnisse, ihre oberflächliche Kritik ihre französischen Vorurtheile, ihre weiblichen Uebereilungen fanden keine Nachsicht. Man denke nur, welcher Wechsel der Meinungen, welche Umwälzung der Kritik in den letzten dreißig Jahren stattgefunden haben? Sir James Makintosh, welcher die ganze Weisheit seines Zeitalters besaß, und in vieler Hinsicht über sein Zeitalter erhaben war, schreibt 1807, nur zwei oder drei Jahre ehe Madame de Staël ihr Werk herausgab, von der deutschen Literatur und Kritik, wie von einer Art von terra incognita, so wie die Schifffahrer des funfzehnten Jahrhunderts vom westlichen Continent sprachen, nur zögernd wagte er Goethe zu nennen, und

schien dessen Ansichten über die Kunst nicht ganz zu verachten, »er fand dieselben verständlich und sinnreich.« Er erwähnt der Antipathie, welche in Frankreich und England gegen die deutsche Literatur herrschte, und spricht von ausgezeichneten und modernen Schriftstellern, welche, wie man vermuthen kann, wahrscheinlich ihr Zeitalter überleben würden. »Ich rechne selbst Goethe und Schiller unter diese Letztern, und da ich weiß, daß nur Wenige in Frankreich und England hierin mit mir übereinstimmen, so flüchte ich mich in den gewöhnlichen Trost, der denjenigen bleibt, welche etwas Seltsames behaupten, nämlich in die Ueberzeugung, daß meine Meinung dereinst anerkannt werden wird, wenn ich selbst vergessen bin.«

Madame de Staël durchbrach zuerst das, was Goethe selbst die chinesische Mauer des Vorurtheils nannte, und wir können durch dieselbe hindurchgehen, ohne diejenige mit Füßen zu treten, welche den Muth hatte, uns den Weg zu bahnen.

Die Deutschen verstehen uns besser, als wir sie. Es ist einer der schönsten Charakterzüge des Deutschen, daß, obgleich er ein bestimmteres Gepräge des Nationalcharakters an sich trägt, wie wenig andere Völker, er dennoch besser als Alle dasjenige versteht und zu schätzen weiß, was in der Nationalität anderer Völker liegt. Die deutsche Sprache fügt sich mit wunderbarem Reichthum und großer Biegsamkeit der Uebersetzung einer je-

den andern Sprache, und die schönsten Produkte der fremden Literatur werden die Deutschen aufnehmen, ohne erst darauf zu bestehen, daß dieselben ihren eigenen Regeln der Kritik und des Herkömmlichen angepaßt werden.

Alles, was Goethe über Kunst und Künstler sagt, ist bewunderungswerth — und ganz seiner würdig; er war der größte Kritiker und Kenner seines Landes und seines Zeitalters; z. B. was er von Claude Lorrain sagt: »Seine Bilder haben die höchste Wahrheit, und nicht eine Spur von Wirklichkeit. Er kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich vieler Mittel zu bedienen weiß, so daß das anscheinend Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich.« Er nennt die Architektur »eine erstarrte Musik«. So giebt es noch viele Stellen, welche ich nur mit Bedauern unaufgezeichnet ließ.

Doch eins darf ich nicht weglassen, denn es gab mir viel zu denken.

Goethe scheint eine Darstellung Christi mit seinen zwölf Aposteln zu einförmig, um einen passenden Gegenstand für die Bildhauerkunst abzugeben. Diese Bemerkung mag sich auf die berühmten Bronzefiguren von Peter Vischer, auf dem Grabe des heiligen Sebaldus in Nürnberg, beziehen. Mir fiel die Abwechselung und Verschiedenheit dieser Gestalten auf; doch wenn ich zu-

rück denke, so war es mehr die Abwechselung in der Drapperie und Stellung, die des äußern Charakters, als die des Innern. Es kann der Bildhauerkunst leicht werden, zwei sich so ganz entgegengesetzte Charaktere, als der heilige Johannes und der heilige Apostel Paulus sind, darzustellen. Wie aber könnten wir den heiligen Andreas und den heiligen Simon von einander unterscheiden, außer durch die äußeren Attribute, indem wir dem heiligen Paulus die Schlüssel geben, und dem Bartholomäus seine eigene Haut über den Arm hängen, wie das in Mailand der Fall ist? — Wie kann der heilige Thomas ungläubig aussehen? So daß im Ganzen doch etwas Uncharakteristisches in jener Gruppe liegen muß.

Goethe sagt, daß er aus der heiligen Schrift einen Cyclus von zwölf Figuren gewählt habe, welche sich für die Bildhauerei eigne, und die ganze Geschichte unserer Religion vorstelle.

»Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei die Erde zu bauen.«

»Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.«

»Nächst diesem Moses, als erster Gesetzgeber.«

»Sodann David, als Krieger und König.«

»Auf diesem Jesaias, ein Fürst und Prophet.«

»Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.«

»Christus.«

»Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen die eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, die andere (Johannes) leidenschaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?«

»Der Hauptmann von Capernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.«

»Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christenthums enthalten wäre.«

»Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.«

»Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging, und die Missionaire repräsentirt.«

»Petrus machte den Schluß. Der Künstler mußte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seien, das Heiligthum zu betreten.«

»Was sagen Sie zu diesem Cyclus?» — setzte Goethe

hinzu. »Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo einer aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalena würde ich sitzend darstellen.«

Er erzählt, daß er die Hexenscene in Faust in den borgheser Gärten in Rom gedichtet habe. Wenn ich je diese Gärten wieder besuche, was für seltsame Ideenverknüpfungen werden sich um jene alten Statuen, Springbrunnen und classischen Tempel schlingen.

Es liegt sehr viel in seiner neuen Farbenlehre, welche ich mit Interesse las, doch wage ich nicht darüber zu urtheilen, da ich sie nicht ganz verstehe. Diese Theorie soll, wie es scheint, Newtons Theorie des Lichtes und der Farben verdrängen; ich weiß nicht, ob sie es wirklich vermag. Doch da die Gelehrten in Frankreich sich damit abgeben, so denke ich, werden die englischen Philosophen sie auch genauer betrachten; indessen, wie auch die Streitfrage später sich entscheiden mag, so wird man doch immer mit Interesse sich zu Goethe's Ansichten hinwenden, entweder als zu einem merkwürdigen Beweis von Selbstverblendung, oder als zu einer erhabenen Anticipation der künftigen Glorie.

»1) Auf Alles, was ich als Poet geleistet habe,« pflegte er wiederholt zu sagen, »bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt und lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhunderte in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der

das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu Gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über Viele.«

Dieses Wort gleicht dem großen ruhigen Selbstlob Miltons. Ist es auch so wohl begründet? Das möchte ich wohl beurtheilen können.

Er spricht an verschiedenen Stellen von dem unmerklichen und unsichtbaren Einfluß der äußeren Gegenstände auf die Ausbildung unsers Charakters. Er sagt: »ein Mann, der sein ganzes Leben unter der stolzen ernsten Eiche zugebracht hat, wird gewiß ein ganz Anderer sein, als der, welcher im Schatten von Myrthen und Trauerweiden lebte.«

Dann sagt er mit vielem Gefühle: »es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und besonders nicht, daß er allein arbeite, vielmehr er bedarf der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Auf diese Weise verdanke ich Schillern den Achilaïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie,« fügte er sich freundlich an Eckermann wendend hinzu,« können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil meines Fausts zu Stande bringe.« Vieles in dem zweiten Theile von Faust beschäftigte Goethe während der letzten Jahre seines Lebens, und erst im zwei und achtzigsten Jahre beendigte er denselben. Als er dieses Werk vollendet hatte, sagte er:

»Jetzt kann ich den Rest meines Lebens als ein Ge-

schenk betrachten, und es ist einerlei, ob ich noch etwas vollbringe oder nicht.“

Als ob er sein ganzes früheres Leben nur betrachtet, als sei es ihm unter der Bedingung verliehen, gewisse Dinge auszuführen, zu welchen er sich berufen fühlte. Er überlebte die Vollendung des Fausts nur ein Jahr.

Der Inhalt des zweiten Theils des Faust hat vielen deutschen und englischen Gelehrten zu rathen gegeben, und in Deutschland giebt es schon viele Abhandlungen und Commentarien über denselben, wie über die divina comoedia. Ich habe diesen zweiten Theil nicht gelesen, und wenn ich es auch hätte, so würde ich doch kein Urtheil wagen, wo Doctoren verschiedener Meinungen sind. Doch erinnere ich mich, daß Herr von Hammer in seiner lebhaften und klaren Weise eine verständliche Analyse über diese wunderbare Production gab, d. h. nach seiner eigenen Auslegung. »Ich sehe es vom Anfang bis zum Ende für eine große Ironie auf die ganze Welt an, wo das Innere nach Außen gedreht wird. Aus diesem Gesichtspunkte allein verstehe ich es, aus jedem andern ist es mir unverständlich. Es enthält einige der schönsten Stellen, die Goethe geschrieben hat:

Goethe spricht überall von Walter Scott mit dem größten Enthusiasmus der höchsten Bewunderung, als von dem größten Schriftsteller seiner Zeit. Er spricht von ihm, als ob er nicht seines Gleichen fände und als ob Niemand ihm gleich kommen könnte.

Ich erinnere mich, daß Goethe's Schwiegertochter mir einst scherzend erzählte: »Wenn der Vater einen Roman von Walter Scott in die Hände bekam, so konnte man nicht eher ein Wort mit ihm sprechen, als bis er den dritten Theil beendigt hatte. Er war schlimmer als ein Schulmädchen mit ihrem ersten Roman.«

Ich fühle ein ganz besonderes Vergnügen, indem ich dieses niederschreibe, weil ich in vielen englischen Zeitungen und Zeitschriften eine Stelle aus einer Reisebeschreibung gelesen habe, welche aussagt, ich weiß nicht auf was für Autorität, daß Goethe Sir Walter Scott sehr gering geschätzt habe. Dieses ist ganz falsch; und doch habe ich dieselbe Stelle kürzlich in einem amerikanischen Blatte abgedruckt gesehen, und sie wurde von da aus in die Zeitungen von Ober- und Unter-Canada aufgenommen. So hat sich über die ganze lesende Welt der Glaube verbreitet, daß ein großer Genius bei der Beurtheilung eines andern großen Genius entweder sich sehr geirrt hat, oder auf eine neidische Weise ungerecht war; ein Glaube, der eben so entehrend für den Genius der menschlichen Natur ist, als troſtreich für das gewöhnliche Geschrei der unwissenden Mittelmäßigkeit; „denn die Dummheit weidet sich am Martyrthum des Ruhms.« Ich hielt in meinen Händen und las mit meinen Augen einen langen Brief von Sir Walter Scott an Goethe, in welchem er einen Bericht über seine Familie und seine Beschäftigungen giebt, wie ein

Freund dem Freunde. Er spricht in demselben eine große Achtung aus und zugleich Dankbarkeit für Beweise von Güte und Beifall, welche er von Goethe erhalten hat.

„Eine Lüge,“ sagt ein chinesisches Sprichwort,“ hat keine Füße, und kann nicht stehen.“ Aber sie hat Flügel und kann weit fliegen. Ich wünsche nur, daß die Wahrheit im Stande sein möge, ihr zu folgen, und dem Urtheil abzuhelfen, welches vielleicht nur durch einen unbeabsichtigten Irrthum geschah, — doch darum nicht weniger ein Unheil und eine Ungerechtigkeit ist.

Die folgende schöne und originelle Auslegung von Goethe's Erlkönig findet sich nicht in Eckermanns Buch, das hat aber nichts zu sagen, ich gebe es Ihnen in denselben Worten, in welchen es mir mitgetheilt wurde.

»Goethe's Erlkönig ist eine moralische Allegorie, und umhüllt einen tiefen Sinn, ich weiß zwar nicht gewiß, ob das Gedicht zu einer solchen bestimmt ist, oder ob Alles, was es andeutet, beabsichtigt war.«

Es giebt Wesen in der Welt, welche mit feineren Sinnen sehen und fühlen, als diejenigen, welche anderen Sterblichen verliehen sind. Sie sehen den geistigen Schmerz, das imaginäre Weh, die Gefahren und Schrecknisse, die ihrer inneren Seele drohen, und diejenigen, welche nicht mit denselben Augen sehen, sprechen ihnen von Vernunft und Philosophie vor. Das arme furcht-

same Kind ruft nach Hülfe, nach Erbarmen; und der Vater Verstand, der Weltverstand antwortet:

»Mein Sohn es ist nur ein Nebelstreif.«

Oder

„Es scheinen die alten Weiden so grau.«

Und gebietet ihm ruhig zu sein. Endlich findet man das Kind des Gefühls todt in den Armen des Verstandes, und es starb an Ursachen, die Niemand ahnete, an welche Niemand glaubte. Kommt das nicht sehr häufig in der Welt vor?«

Was Goethe über die wahre Tendenz des Geistes und über den Irrthum, den so Viele begehen, indem sie eine Tendenz für ein Talent halten, sagt, verdient Aufmerksamkeit. Denn in diesen Irrthum verfallen wir sehr oft, sowohl in Bezug auf uns selbst als auf Andere. »Man meint immer," sagt er lächelnd, »man müsse alt werden um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. In gewissen Dingen kann man in seinem zwanzigsten Jahre eben so gut Recht haben, als in seinem sechszigsten.«

Ueber diesen Punkt sagt er noch viel, was ich von ganzem Herzen unterschreibe.

Ueber die Religion fand ich folgenden schönen Vergleich, doch weiß ich nicht, ob derselbe von Goethe oder von Eckermann ist. — »Ein großer Kenner begreift ein

Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen anzuknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Theile, er fragt nicht, ob ein Gesicht häßlich oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt, ob Alles an seinem Orte stehe und gesetzlich und recht sei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm und diese Feder so gut gemacht sei.«

Als Goethe über achtzig Jahre alt war, kaufte er den ersten bequemen Stuhl. Seine Gleichgültigkeit, ja selbst seine Verachtung für den gewöhnlichsten Comfort und Luxus dieser Art war sehr amüsant. Das Geräthe seines Studir- und Schlafzimmers (welches noch ganz so erhalten ist, wie er es zurückließ) ist ganz einfach und schlicht. Ein viereckiger Tisch von gewöhnlichem Holz, ein hölzernes Tintenfaß und ein hoher Stuhl, dessen bloßer Anblick mir Schmerzen im Rücken verursachte, waren die einzigen Meubeln. Er pflegte zu sagen, daß, da er von Jugend auf nicht an Luxus und schöne Ge-

räthe gewöhnt sei, so zögen dieselben seine Aufmerksamkeit von der Arbeit ab. Sein Besuchzimmer aber war elegant; ich erinnere mich zwei großer Rahmen, in welche er mehrere verschiedene Handzeichnungen alter Meister zu acht oder zehn Stück in jedem zusammenzureihen pflegte. Wenn diese einige Zeit im Zimmer gehangen hatten, vertauschte er sie gegen eine andere Auswahl. Dieses war der Luxus, den er liebte. Die Zusammenstellung der Handzeichnungen, welche er zuletzt ausgewählt hatte, sind noch in derselben Stube zu sehen.

Die Anekdote, welche Eckermann vom römischen Schuster erzählt, welcher den antiken Kopf des Cäsars als Klotz, auf dem er sein Leder schlug, benutzte, erinnerte mich, daß der Kopf des Ilioneus zu gleichem Gebrauche von einem Schuster in Prag benutzt wurde.

Das Sonderbarste in dem Buche ist, was Goethe das Dämonische nennt. Ich habe, wie ich glaube, eine Art von Ahnung, was er damit meint: nämlich Alles, was eine Macht oder einen Zauber über die Seele ausübt, was in der Natur und im Geist unerklärlich ist, was eine geistige Existenz zu haben scheint, welche von allen verstandenen und angenommenen Gesetzen abweicht, was als unwiderstehlich anerkannt wird, und doch alle Vernunft umsonst herausfordert, es zu erklären, eine Art von intellectueller Electricität oder Magnetismus, kurz Alles, über was man sich nicht Rechenschaft ablegen kann; das stellt er in die Rubrik des

Dämonischen; in der That eine sehr poetische und bequeme Art, alles das los zu werden, was man nicht begreift. »Es ist,« sagt er, »als ob der Vorhang von dem Hintergrund der Existenz hinweggezogen wäre.« Die Musik in sich selbst und in ihren Wirkungen auf den Geist führt er als ein Beispiel des Dämonischen an, auch Dichtungen einer höhern Art; — auch in Charakteren findet er das Dämonische, z. B. in Shakspeare, in Napoleon, in Byron, im vorigen Großherzog (sein Freund Carl August) und in noch Anderen. Doch ist es beinahe gefährlich, so das Spiel mit Goethe's tiefsten und ungeregeltsten Gedanken durchzuführen, und ich kann demselben nicht mehr folgen.

Man findet hier und da Stellen in dem Buche, welche klar darthun, daß Goethe sich nie berufen fühlte, bei den politischen und revolutionären Streitigkeiten seiner Zeit eine Partei zu ergreifen. Aber weil er ruhig mit thränenlosen Augen am Ufer des Friedens stand und den bewegten Strom an sich vorbeirollen sah, sollen wir daraus schließen, daß er sich um dessen Lauf nicht bekümmert habe. Können wir glauben, daß dieses große und begabte Wesen, dessen weites Erkennen eine Welt umfaßte, weder Mitgefühl in den größten Interessen der Menschheit, noch Hoffnungen für deren glänzendste Bestimmungen gehabt habe? Es wäre eine Entweihung, das zu glauben.

»Allthough his heart (so near allied to earth)
»Cannot but pity the perplexed state
»Of troublous and distressed mortality
»That thus make way unto the ugly berth
»Of their own sorrows, and do still beget
»Affliction upon imbecility:
»Yet seeing thus the course of things must run,
»He looks there on not strange, but as foredone« *).

Während diese Zeilen im Druck waren, bemerkte Thomas Corlyle, mit gleicher Wahrheit und Beredsamkeit, »von einem Geist, wie der Goethische, zu verlangen, daß er sich in die politischen Bewegungen der Zeit mische, wäre, als wenn man den Mond vom Firmament des Himmels herabrufen wollte, um als Fackel die Straße zu erleuchten.«

Groß sind die Männer, welche ihre besten Fähigkeiten der Sache der Freiheit gewidmet haben und ihr Blut vergossen für das Land, das sie ihr Vaterland nannten, und für die Grundsätze, welche sie ergriffen hatten; gewiß, sie verdienten Dank und Ruhm. Doch

*) Uebersetzung.
»Obgleich sein Herz, der Erde nah verwandt,
Nur Mitleid hat für den verwirrten Zustand
Der Menschheit, welche trauernd und betrübt
Durch jenen finstern Kreis des eigenen Kummers
Hindurch sich windet, immer neu erzeugt
Den Kummer und die Dummheit.
Er sieht jedoch, daß das der Lauf der Dinge,
Und nicht befremdet blickt er drein, doch müde.«

größer noch und würdiger des Dankes und eines innern dauernden Ruhmes sind die Wenigen, welche nicht für ein Zeitalter, nicht für ein Land lebten, sondern für alle Jahrhunderte und für das ganze Menschengeschlecht; welche nicht lebten, um diese oder jene Theorie zu predigen, diese oder jene Partei oder Secte zu unterstützen, diese oder jene Wahrheit zu behaupten, sondern welche lebten, um das geistige Wohl des ganzen Menschengeschlechts emporzubringen und dessen Fortschritte zu befördern — um im Geiste des Einzelnen das Licht anzuzünden, welches die wahre Freiheit ist oder zu derselben führt. Dieses war das Beispiel, welches Christus uns hinterlassen hat! — Solch ein Mensch war Shakspeare, solch ein Mann war Goethe!

Den 18ten März.

Ich habe hier das Verzeichniß der Missethäter, welche bei den Frühjahr-Assisen verhört wurden; so wie auch den Bericht des Bürgermeisters an die Jury.

Das Verzeichniß für Toronto allein enthält vierundsechszig, nämlich:

Diebstähle — siebenundzwanzig —

Annahme von gestohlenen Gütern — fünf,

Unter falschem Vorwande Güter an sich nehmen — eins,

Einbrüche — sieben,

Liederliche Häuser halten — sechs.

Der Bürgermeister klagt in seinem Berichte an die Juri über die vermehrte Anzahl der Verbrechen im Umkreise der Stadt und über die Zunahme an Armuth, Unglück und Krankheiten, welche die natürliche Folge des Verbrechens sind, und vorzüglich klagt er über die Zunahme der Straßenbettelei und des Unfugs der Kinder und der Jugend, und er empfiehlt den Bau eines großen Arbeitshauses.

Ehe wir die Vermehrung der Verbrecherzahl als eine Zunahme des Verbrechens beurtheilen können, müssen wir erst einen Blick auf die Zunahme der Bevölkerung werfen, welche sehr bedeutend ist. Die ganze Bevölkerung von Ober-Canada hat sich in Zeit von neun Jahren verdoppelt, da der jährliche Zuwachs auf 18,712 Köpfe geschätzt wurde *). Die von Toronto hat sich in fünf Jahren verdoppelt. Die ganze Anzahl der überführten Verbrecher der Stadt Toronto allein von den Frühlings-Assisen 1832 bis zu den Assisen dieses Jahres (1837) ist vierhundert und vierundzwanzig Männer und fünf und zwanzig Frauen. Unter den ersten waren zehn des absichtlichen Mordes und dreiundzwanzig des unbeabsichtigten Todtschlages und anderer gewaltsamer Verbrechen überführt worden, und unter den Frauen

*) Im Jahre 1837 betrug die ganze Population von Ober-Canada 375,000.

waren zwei wegen Mord, die übrigen alle wurden wegen Diebstahl und kleiner Vergehungen gestraft.

Dieses sind sehr unvollkommene Angaben und verhelfen uns zu keinem Resultate. Auch gelingt es mir nicht, die Abschrift des jährlichen Verzeichnisses in den verschiedenen Districten zu erhalten, um dieselben mit der jährlichen Vermehrung der Bevölkerung zu vergleichen; die Angestellten sind alle so beschäftigt und wissen nichts, was außer ihrem eigenen Fache liegt. Sie können gar nicht begreifen, wie schwierig es ist, irgend etwas hier richtig und genau zu erfahren, selbst von denen, welche gefällig sind und die gütigsten Absichten haben. Arbeit ist aber hier das Princip der Existenz, es scheint, als habe Niemand hier Zeit, sich für irgend etwas zu interessiren, was nicht sein eigenes Geschäft ist.

Den 28sten März.

Ungefähr vor einer Woche haben wir ein neues Haus bezogen, und ich war seitdem zu sehr beschäftigt, um in meinen Studien weiter fortfahren zu können; die häuslichen Angelegenheiten nahmen mich ganz in Anspruch. Unser jetziges Haus war noch nicht bewohnt, es ist auch noch nicht ganz vollendet, doch wird es ohne Zweifel sehr hübsch und angenehm sein, wenn das Wetter nicht mehr so kalt und trostlos ist. Wir sind von einem ziemlich großen Garten umgeben, oder vielmehr

mit einem Raum, der einst ein Garten sein wird; jetzt ist derselbe eine öde Schneewüste. Wir sind so ganz von Schmutz und Eis blockirt, daß man nicht ohne große Schwierigkeiten, ja selbst nicht ohne Gefahr zur Hausthür gelangen kann. Bretter, welche man von einem Schneehaufen zum andern legt, bilden den einzigen Zugang zum Hause. Die Lage muß aber im Sommer reizend sein, obgleich sie jetzt so öde ist; denn wir umfassen auf einen Blick den Eingang in die Bai, die Königswerft, den Leuchtthurm, und über alles dieses hinaus die ganze Fläche des Ontario-Sees bis zum Ufer des Niagara, welcher bei einem besondern Zustand der Atmosphäre sichtbar wird, obgleich er beinahe dreißig Meilen entfernt ist. Man sagt, daß von diesem Punkte aus und an hellen Sommermorgen man die Wolken des Sprühregens, welche von den Wasserfällen aufsteigen, sehen könnte. Noch deutet nichts die Annäherung des Frühlings an, und ich finde es schwieriger als je, mich warm zu halten. Weder in, noch außer mir gleicht irgend etwas der Heimath. Wie viel liegt nicht in diesem kleinen Wort! Möge es Gott gefallen, mir Alles zu erhalten, was ich liebe! Aber Trennung — wie vie liegt nicht auch in diesem Worte! Trennung ist der Tod des Herzens und das Dunkel der Seele, sie ist die ewig erwachende und ewig sterbende Hoffnung, die ewig verlangende und nie erreichende Sehnsucht; sie ist Furcht und Zweifel, Schmerz und Trauer — ein Zustand, in

welchem das Gegenwärtige vom Vergangenen verschlungen und das Künftige noch vor seinem Erscheinen zum Vergangenen wird.

Es sind nun sieben Wochen verflossen seit dem Datum des letzten Briefes aus meiner fernen Heimath. Der Erzbischof erzählte mir, um mich zu trösten, daß zu der Zeit, als er in dieses Land kam, um sich hier niederzulassen, im ganzen Jahre nur eine einzige Post von England hier eintraf, und diese wurde aus Scherz die Expresse genannt. Jetzt haben wir aber beinahe jeden Tag eine Post, entweder über Halifax oder über Neu-York.

Den 29sten März.

Für diejenigen, welche nur mit den Augen sehen, ist das Ferne immer undeutlich und klein, denn es wird immer weniger, je mehr es zurückweicht, bis es ganz verschwunden ist. Für die Imagination aber, deren Wahrnehmung von der der Sinne ganz verschieden ist, wird das Ferne groß und bedeutend, die Größe nimmt mit der Weite der Entfernung zu.

Ich unterhielt mich diesen Morgen mit einem sehr hübschen Buche — »The Doctor.« — Wie reizend ist es überall, wo] man es anfschlägt, — voll Witz und Ge-

lehrsamkeit! wie reich an Gedanken, Gefühl und Humor! Es enthält aber Behauptungen, Meinungen und Voraussetzungen, an welche ich nicht leicht glaube.

Southey's Geist muß ich bewundern. Er steht auf einer sehr großen Höhe, ja, auf dem höchsten Punkte der Gelehrsamkeit. Er beherrscht rings umher einen weiten unbegränzten Ueberblick über Alles, was der menschliche Geist und die menschlichen Fähigkeiten bis jetzt vollbracht haben und noch vollbringen werden. Doch durch die eigenthümliche Beschaffenheit seines Geistes sieht er eigensinnig nur den eigenen Weg entlang, nämlich nur rückwärts auf das, was geschehen ist, und wenn er ja einmal in die Zukunft sieht, so blickt er nur auf Seitenwegen hinein.

Wenn ich mir eine Gabe von Gott erbitten könnte, wie Salomo, so würde ich mir dessen Irrthümer zu Nutzen machen. Ich würde nicht um ein weises, verständiges Herz bitten, denn was half dem Salomo seine Weisheit und sein Verstand? Sie brachten ihn zu dem Schluß, daß unter der Sonne Alles Eitelkeit sei und Täuschung für den Geist, und daß die Vermehrung der Kenntnisse auch eine Vermehrung des Schmerzes mit sich führe, und so endigte er in Epicurismus, Verzweiflung und Götzendienst. O, welch ein lahmer, schwacher Schluß! Nein, ich würde, wenn ich dürfte, um ein einfältiges Herz bitten, das weder sich selbst, noch Andere täuschen könnte, das die Wahrheit

sucht um der Wahrheit willen, und wenn es die Wahrheit gefunden hat, auch Güte und Glück finden kann, welches nothwendiger Weise der Wahrheit folgen muß, um die harmonische Besaitung der Seele zu vervollständigen.

Wir sind so an die künstliche Atmosphäre um uns herum gewöhnt, daß wir zuweilen die Kraft verlieren, das Falsche vom Wahren zu erkennen, bis wir den angebornen Instinct aufrufen, um da zu unterscheiden, wo unsere verdorbene Vernunft es nicht vermag. Man sagt: »die Königin von Sheba habe dem Salomo zwei Blumenkränze überreicht und ihn gebeten, zu sagen, welches der natürliche sei und welches der künstliche. Die Weisheit dieses Weisesten der Menschen konnte ihn nicht erfähigen, dieses nur mit dem Auge zu entscheiden, so schön hatte die Kunst die Natur nachgeahmt, bis er eine Biene in der Nähe sah und dieselbe zur Hülfe rief. Das kleine Thier lös'te alle Zweifel, indem es in die wirklichen Blumen hineinkroch und die falschen vermied.

Wir haben einen eben so richtigen Instinct, wie die Bienen, um das Böse von uns zu weisen und das Gute zu wählen, wenn wir denselben nur nicht durch Unsinn ersticken wollten.

Wie wahr ist, was Southey sagt! d. h. (ich meine, der Doctor) »Die meisten unangenehmen Verhältnisse, in denen wir uns befinden, bereiten wir uns selbst, und dann erziehen wir uns noch für diese Verhältnisse durch einen »»Degradations-Prozeß,«« dessen Wirkung die Meisten nur in der untern Klasse wahrnehmen, ohne sich bewußt zu sein, daß sie selbst in gleichem Grade demselben unterworfen sind, obgleich er bei ihnen auf eine andere Art entwickelt wird.«

Alle diejenigen Uebel, welche mit unserm sterblichen Zustande verknüpft sind, als der unvermeidliche Tod — die Trennung von denen, die wir lieben — das Alter mit seinen Entbehrungen — dessen Schwäche, Hülflosigkeit — alle Leiden, welche im Laufe der Natur begründet sind, sollten schon an und für sich genügen, um die Seele rein und den nachdenkenden Geist demüthig vor Gott zu erhalten. Was ich aber immer mißbilligen werde, ist, wenn die Menschen Resignation in die selbstgeschaffenen und socialen Uebel predigen und so ihre eigene Natur durch einen »Degradations-Prozeß« denjenigen Umständen anpassen, oder es versuchen, sich ihnen anzupassen, welchen sie widerstehen sollten, denen sie auch im Innern widerstehen und so einen beständigen, ermüdenden und ohnmächtigen Kampf zwischen dem innern und äußern Leben aufrecht erhalten. Wie oft lese ich das in den Zügen derer, denen ich in der Gesellschaft begegne. Sie wissen selbst nicht, woher die-

ses ewige Uebelbehagen, dieser schneidende Mißklang in ihrem Innern kommt. Es ist aber das vergebene Ringen der Seele, welche Gott nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, ihre hohe unsterbliche Natur einer Gesellschaft anzupassen, welche die Menschen nach ihren eigenen Vorschriften gebildet haben. Es ist ein vergebenes Ringen, welches nur dem Scheine nach gelingt, nie in der Wirklichkeit; so gehen wir durch die Welt als Masken unsers eigenen Selbstes, und bedauern uns gegenseitig. Wenn wir einmal der Wahrheit begegnen, so sind wir eben so erstaunt, als ich es einst im Carneval war, als unter der Menge phantastischer, lebloser und gemalter Gesichter ich Einigen begegnete, welche die Masken abgenommen und auf den Hut gesteckt hatten und mich mit wirklich menschlichem Lächeln anblickten.

Der Gebrauch ist nur ein Angesicht oder vielmehr nur eine Maske, so wie die Meinung nur eine Stimme ist, oder noch weniger — das Echo einer Stimme.

Die Aurora borealis tritt beinahe alle Nächte ein, heute war sie aber prächtiger als je. Aus dem Norden hervorstrahlend, sich nach Osten und Westen hin verbreitend in Gestalt eines Fächers, die untere Spitze hell und weiß, dann gelb, Ambra, Orange und so bis zu

den äußeren Enden nach und nach in ein glühendes Roth ausgehend, welches jedoch zart ist wie das Innere einer unaufgeblühten Rose. Sie veränderte Farbe und Form in jedem Augenblicke aufflackernd und sich bewegend wie eine Fahne im Abendwinde, und durch ihren Schleier, der so durchsichtig wie das Licht selbst ist, blickten die Sterne in ihrem ruhigen Glanze. Und indem ich diese anschaute, gedachte ich eines Charakters, den wir Beide kennen und in welchem die geistigen Gaben so hell und glänzend wie jene schönen Sterne durch einen Schleier von Leidenschaften hindurch scheinen. Es ist anbetungswürdig schön! Ich stand an meinem Fenster, die Veränderungen beobachtend, bis es nicht mehr Nacht war, sondern Morgen.

Den 1sten April.

So wäre denn wieder ein Monat vorüber; der Schnee beginnt zu schwinden, und mit demselben die Schaaren von Schneevögeln, und das Eis bricht am Eingang der Bai, und ein oder zwei beladene Schiffe haben sich schon bis zur Königswerft gewagt. Der Wind weht hart und trocken über den schmelzenden Schnee, und früher oder später wird der Frühling kommen, und meine Gefangenschaft in diesem langen Winter wird zu Ende gehen. Ja! ich bin in den letzten Jahren verzogen worden; ich habe nur von den höch-

sten Fähigkeiten meines Seins gelebt und für dieselben. Ich habe von Bewunderung, Hoffnung und Liebe gelebt, »bis ich Abneigung und Verachtung nur dem Namen nach kannte.« Jetzt ist es anders — und wie schwer kann ich das ertragen!

Dieses ist die schlechteste Jahreszeit in Canada. Die Wege thauen auf und sind beinahe nicht zu passiren. Das Land ist überschwemmt, und in niederen Gegenden herrscht viel Krankheit und vorzüglich das kalte Fieber. Wir haben noch immer sechszehn Quadratmeilen Eis in der Bai.

Der Markt in Toronto ist jetzt nicht gut versehen, und ist auch von uns ziemlich weit entfernt. Die höhere Klasse der Bewohner beziehen ihre Vorräthe von den eigenen Gütern und Pächtern, oder von Personen, die sie kennen. Mit einiger Vorsorge, Ordnung und Einrichtung kommen wir sehr gut durch; doch hatten wir im Anfange viel Unannehmlichkeiten zu ertragen. Noch immer werden große Provisionen von eingesalzenem Fleisch in das Land hereingebracht für die Erhaltung der Soldaten und der abgelegenen Ansiedler, und zu gewissen Zeiten, jetzt zum Beispiel, ist es schwer, irgend etwas anderes aufzutreiben.

Unser Tisch ist jedoch gut versehen. Das Rindfleisch ist gut, aber etwas mager; Hammelfleisch ist schlecht, selten und theurer, als Rindfleisch. Schweine sind vortrefflich und zart, da dieselben meistentheils mit indi=

schem Korne gemästet werden. Fische giebt es von verschiedener Art und sehr gut, selbst während des ganzen Winters werden sie in Eislöchern gefangen und von den Indianern hereingebracht, Wildpret und wildes Geflügel kann man immer haben. Die Wachteln, die man in ungeheurer Menge in der Nähe von Toronto fängt, bieten eine leckere Speise. Ich lebte von diesen, wenn ich nichts anderes genießen konnte. Was man hier Rebhühner nennt, ist eine kleine Art von Fasanen, und auch sehr gut; jetzt verspricht man uns Schnepfen und Bekassinen in Menge. Die wilde Gans ist auch eine gute Speise, wenn sie wohl zubereitet ist, und das alte Sprüchwort, »daß der Himmel Speise schickt«, trifft hier ein. Diejenigen, welche Meiereien in der Nähe der Stadt haben, oder einen eigenen Landsitz, ziehen selbst Geflügel und Gemüse für ihren Tisch. Bis jetzt habe ich aber noch keine anderen Gemüse gesehen, als Kartoffeln, denn selbst in der bessern Jahreszeit sind sie nicht leicht auf dem Markte zu haben. Mit jedem Jahre wird jedoch in dem Maaße, als Toronto an Bevölkerung zunimmt, diesen kleinen Uebelständen abgeholfen werden.

Der Mangel an guten Dienstboten ist ein viel größerer Uebelstand. Ich könnte Sie mit einem Berichte belustigen über alle die kleinen Unannehmlichkeiten, welche wir aus diesem Grunde ertragen müssen, und was für sonderbare Personen sich anbieten und welcher Lohn gefordert wird. Beinahe alle Dienstboten sind von

den niederen Klassen irländischer Emigranten, im Allgemeinen zwar ehrlich, gutmüthig und willig, aber da sie nie irgend etwas anderes als Schmutz, Armuth und das gedankenlose Elend ihrer Heimath gesehen haben, so sind sie nicht sehr zu empfehlen, um ihnen die Reinlichkeit und die Behaglichkeit eines Haushaltes anzuvertrauen. Demungeachtet verwundern wir uns und klagen wir über ihre Mängel, als ob sie etwas dafür könnten. Wir geben unsern männlichen Bedienten acht Dollars monatlich, der Köchin sechs Dollars, dem Hausmädchen vier; doch dieser Lohn ist sehr gering, und guten Dienstboten giebt man viel mehr; diese können hier beinahe jeden Lohn verlangen, da alle Arbeit so hoch im Preise steht.

Ein Fuhrwerk von irgend einer Art gehört hier zu den Merkwürdigkeiten des Lebens, doch ein leichter englischer Wagen würde in dieser Gegend ganz unnütz sein.

Es giebt jetzt jedoch einen sehr guten Wagner hier, welcher einige sehr hübsche Fuhrwerke geliefert hat — sowohl Schlitten als Barutschen — in der Bauart, die für die Landstraßen der Gegend berechnet ist.

Es giebt auch sehr gute Kaufläden in der Stadt und einer namentlich, die Apotheke, wäre würdig in Regentstreet zu stehen. Die Einfuhren von Porzellan, Glas, Eisenwaare und Kleidungsstücke kommen im Frühling und Herbst an, und das ist auch die Zeit, wo man seine Einkäufe macht. Alle diese Artikel sind theurer als in England, und in Allem, was Geschmack und Mode-

sache ist, hat man wenig Auswahl. Noch vor zwei Jahren kauften wir unsere Bücher in demseben Laden, wo wir Schuhe, Gartengeräthe, Zucker und eingesalzenes Schweinefleisch kauften. Jetzt haben wir zwei gute Buchläden und in einem derselben eine Bibliothek von zwei bis dreihundert Bänden gewöhnlicher Romane. So wie man nach etwas Besserem fragen sollte, so wird auch Besseres angeschafft werden; doch wie gesagt, wir müssen Zeit haben. Der Erzbischoff und der erste Richter haben sehr hübsche Bibliotheken, doch vergehen gewöhnlich zwei Jahre, ehe ein neues Buch von Wichtigkeit hieher kommt. Der amerikanische Nachdruck unserer englischen Zeitschriften und Journale und die Albion-Zeitung scheint unseren literarischen Bedürfnissen reichlich zu genügen.

Was die Zeitungen betrifft, so ist mein Tisch mit denselben angefüllt. Bei dem Mangel oder der Seltenheit der Bücher sind sie das Hauptmittel, Kenntnisse und Mittheilung in Canada zu verbreiten. Es giebt hier kein Stempelgesetz, keine Abgaben auf das Papier, und ich habe oft gedacht, daß die große Anzahl von Lokal-Zeitungen, welche nicht weiter als in ihrer kleinen Stadt und in deren Bezirke zirkuliren, oft Unheil stiften müßten, wegen des gemeinen beschränkten Tones, der in vielen herrscht. Im Ganzen stiften sie aber doch mehr Gutes. Paragraphen, welche aus englischen oder amerikanischen Blättern abgedruckt sind, über Gegenstände des allgemeinen Interesses, Auszüge aus Büchern und

Zeitschriften werden von einer Zeitung in die andere abgeschrieben, bis sie durch das ganze Land gedrungen sind. Freilich könnten auf dieselbe Weise viele niedrige, gemeine aufrührerische Partheistimmungen in Umlauf gebracht werden; doch möchte ich im Ganzen nicht die Anzahl der zirkulirenden Zeitungen verringert wissen. In Ober-Canada werden deren ungefähr vierzig publicirt, von diesen sind drei religiösen Inhalts; — »der christliche Wächter«, »der Wesleyische Advocat« und »die Kirche«. Eine deutsche Zeitung kommt in Berlin heraus, im Gore-District für die deutschen Ansiedler. »Der Correspondent und Advocat« ist das haupt-radicale Blatt; der »Patriot von Toronto«, das hauptconservative Blatt. Die Zeitungen von Unter-Canada und den vereinigten Staaten zirkuliren auch in großer Menge, und da sie Postgeld zahlen müssen, so verursachen sie eine große Vermehrung der Einnahme des Postamtes. In einigen dieser Provinzialblätter habe ich Artikel gelesen, welche mit bedeutendem Talent geschrieben waren; unter andern eine Folgenreihe von Briefen mit Evans unterzeichnet, über die passende Erziehung für diejenigen, die sich dem Ackerbau widmen. Diese Briefe waren an die Canadier gerichtet, und mit viel gesunder Vernunft und Wohlwollen geschrieben. Sie sind von einer Zeitung in die andere abgedruckt worden und haben weit zirkulirt; — gewiß werden sie Gutes stiften. Im letzten Jahre war

die Anzahl der Zeitungen, welche durch das Postamt gingen und Postgeld zahlten:

an Provinzial-Zeitungen 178,065.

Zeitungen aus den vereinigten Staaten und aus fremden Ländern 149,502.

Rechnet man da noch die 100,000 Zeitungen sowohl gestempelt, als postfrei hinzu, so erhalten wir 427,567 Zeitungen, welche jährlich unter eine Bevölkerung von 370,000 Menschen zirkuliren, von denen vielleicht nur Einer unter Funfzigen lesen kann. Die ganze Einnahme des Postamtes ist 21,000 Pfd. Strl. jährlich. Sehr betrübend ist es, die lange Liste der unabgeholten Briefe zu sehen, welche auf dem Postamte liegen, so wie in den canadischen und amerikanischen Journalen die Anzeigen von Gatten, Verwandten und Freunden zu lesen, welche verloren oder vom Wege abgekommen sind.

Es ist hier ein Saal in der City von Toronto für Handelsneuigkeiten, und dieses ist auch der einzige Versammlungsplatz, wo man sich amusirt, außer den gemeinen Trinkhäusern und Schenken. Man hat einen Versuch gemacht, ein Institut für Mechaniker zu gründen und einen literarischen Club; bis jetzt erregen dieselben aber wenig Interesse und werden schlecht unterstützt.

Wenn das Interesse für Literatur und Wissenschaft schon gering ist, so ist das für Musik noch geringer.

Dank sei es den Bemühungen eines sehr geschickten Musikers hier, daß einige Stimmen so weit abgerichtet sind, daß die Psalmen und Gesänge in der Kirche ziemlich gut durchgeführt werden; doch dieser Mann erhält hier so wenig Aufmunterung, daß er jetzt Vorbereitungen macht, um in die vereinigten Staaten zu ziehen. Der Erzbischoff sammelt Subscriptionen, um eine Orgel zu bezahlen, welche tausend Pfd. Strl. kostet. Wenn das Geld zur Errichtung einer Singschule verwendet würde, so würde dadurch mehr Gutes gestiftet. —

Das Innere der Episcopal-Kirche hier ist sehr elegant, mit Ausnahme eines ungeheuren Fensters von gemaltem Glas, welches 500 Pfd. Strl. kostet, und von schlechtem überladenen Geschmack ist.

Außer der Episcopal-Kirche haben die Presbyterianer, die Methedisten, die Römisch-Katholischen, und die Wiedertäufer jedes einen Ort für ihren Gottesdienst. Es giebt noch eine amerikanische Kirche für die Neger.

Das Hospital, ein großes Gebäude von Backstein, ist zu klein für die zunehmende Größe der Stadt. Die öffentliche Schule, welche das Collegium von Ober-Canada genannt ist, bildet eine Zusammenstellung von häßlichen Backsteingebäuden, und obgleich das dortige System der Erziehung beschränkt ist, so ist es doch ein Anfang, und wird gewiß Gutes hervorbringen.

Der Arzt, den ich Ihnen genannt habe, hegt den Plan, ein Haus zu gründen zur Aufnahme von armen

eingewanderten Frauen; ein Haus, wo sie, ohne von Mildthätigkeit zu leben, Wohnung und Unterkommen finden für so geringe Kosten als möglich, und auf eine anständige Weise so untergebracht sind, bis sie eine Beschäftigung gefunden haben. Sie können sich denken, welches tiefe Interesse ich an diesem Plan nehme.

Hier haben Sie das Resultat eines Spazierganges, den ich diesen Morgen mit einem sehr unterrichteten Begleiter machte.

Ich fürchte, diese unbedeutenden Anmerkungen werden Sie nicht sehr interessiren. Für mich sind keine Facta bloß als Facta interessant, es sei denn, daß sie zu irgend einer Wahrheit führen. Ich muß sie erst zusammenstellen, und in dieser Zusammenstellung ein Resultat erhalten, sonst erwecken die Facta weder meine Neugierde, noch meine Aufmerksamkeit.

Den 15ten April.

Das Eis in der Bai von Toronto ist während der vier Wintermonate vier bis fünf Fuß dick gewesen. Seit einigen Tagen hat es nach allen Richtungen hin gekracht mit wunderbaren Tönen, und in der vorigen Nacht während eines heftigen Ostwindes ist es zerbrochen, abgelös't und auf einmal aus der Bai getrieben worden. »Es bewegt sich alles auf einmal, wenn es sich bewegt.« Als ich das letzte Mal über die Bai fuhr,

schien mir das Eis unter mir so fest und dauerhaft, wie der Grund der Erde, und in Zeit von zwölf Stunden war es verschwunden.

Heute lief das letzte Dampfboot in diesem Jahre in unserer Bai ein. Man rief mich an das Fenster, um es zu sehen, wie es mit Flaggen und Dampfwolken einher flog und unter dem Freudenjubel des Volkes in die Bai majestätisch eintrat. Ich nahm Theil an der allgemeinen Freude, denn ich begreife ganz und gar die Bewegung und das Treiben, welches die Eröffnung der Schiffarth in die erstarrte Stadt bringen muß.

Wenn man in den früheren Zeiten fremde Länder bereis'te, so pflegte man mit der ehrlichen Absicht zu reisen, wirklich etwas Neues zu erfahren und zu sehen. Wenn jetzt ein Reisender in ein neues Land kommt, so geschieht das immer mit einer Menge vorgefaßter Meinungen über dasselbe, denen er Alles anpaßt, was er sieht, und auf welche er Alles bezieht, was er hört, und dieses ist, wie ich vermuthe, die Ursache, warum die alten Reisebeschreibungen immer die sichersten Führer sind, während die neueren sich vielleicht recht gut lesen lassen,

doch die unzuverlässigsten Führer abgeben, die man haben kann.

Ich fühle immer die Neigung, dem Urtheile derjenigen zu mißtrauen, welche ich mit einem Gegenstande, mit einer Idee und einem Zwecke beschäftigt sehe, und welche Alles dann auf diesen Gegenstand beziehen, bis derselbe zu einem unangenehmen und unbequemen Umfange anwächst, und sie verhindert, das wahre relative Verhältniß und den Werth anderer Dinge anzuerkennen. Doch daher kommt es, daß die einfachen Wahrheiten ausgebreitet und vervollkommnet werden. Doch möchte ich wieder bezweifeln, ob es einzelne und getrennte Wahrheiten giebt, und ob es möglich ist, auf engen Pfaden zu der Wahrheit zu gelangen. — Oder ist die Wahrheit wie der Himmel »ein Palast mit vielen Thüren«, welchen wir auf verschiedenen Wegen erreichen, und Jeder hält den seinigen für den richtigen. Und nicht eher, als bis wir im Heiligthume selbst angelangt sind, bemerken wir, daß wir uns im Mittelpunkte befinden, in welchem tausend verschiedene Wege zusammenlaufen, die von jedem Punkte des Umkreises ausgehen, von jeder Region des Gedankens.

Im Pitti-Palast zu Florenz steht eine Bildsäule allein in ihrer nackten Schönheit, in der Mitte eines großen Saales mit vielen Wänden, welche mit Spiegel

ausgelegt sind, in denen die Statue sich von allen Seiten abspiegelt und in jedem Glase verschieden erscheint, doch immer wahr, so lange der Spiegel hell und klar ist — und so ist es mit der Wahrheit. Wir Alle sehen darnach, doch jede Seele faßt sie in einem andern Winkel der Umstände auf, — und so lange wir nicht von allen irdischen Banden befreit sind; so daß wir in demselben Augenblicke die ganze Statue sehen können, in ihrer reinen, unveränderlichen Einheit, und alle die vielen immerwechselnden Abspiegelungen um sie herum, wie können wir es da wagen, zu unterscheiden, welches das falsche und welches das wahre Bild ist.

Nach Analogien zu schließen ist oft gefährlich; doch durch eine fantastische Analogie etwas deutlich zu machen, ist zuweilen ein Mittel, wodurch wir einen Gedanken in das Verständniß unserer Nebenmenschen hineinleuchten können.

Den 24sten April.

Als der König von Preußen Othello hatte aufführen sehen, verbot er, daß die Desdemona künftighin ermordet würde, und dem zu Folge wurde die Catastrophe geändert »auf Befehl Sr. Majestät.« Dieser vortreffliche Monarch, dessen Ideen über Kunst mitunter sonderbar sind, bestand darauf, daß in der Oper Undine Huldibrand nicht sterben sollte, wie es in der Geschichte

der Fall ist, sondern ein Wassergeist werden müsse, damit Alles glücklich ende. Doch will ich Ihnen rathen, nicht darüber zu lachen, so lange wir erlauben, daß man dem Shakspeare neue Catastrophen anschließet.

Es war derselbe Hoffmann, welcher wegen seiner Teufelsgeschichten so berühmt war, und in Deutschland eben so berühmt als Musiker, der die Oper Undine componirte. Man hat mich versichert, daß die Musik sehr schön gewesen sei, und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Nach den ersten Vorstellungen brannte das Opernhaus ab, und mit diesem die Partitur der Undine. Hoffmann hatte zufällig noch eine Partitur in seinem Pulte; doch im Uebermaaße seines Zorns und seiner Verzweiflung warf er dieselbe auch ins Feuer, und so existirt keine Note von dieser schönen Musik mehr.

Vor einigen Tagen las ich Hoffmanns Analyse des Don Juan. Es ist gewiß eine der wildesten, und dennoch eine der schönsten Kritiken, die man je gelesen, die Kritik eines begeisterten Dichters und Musikers! Mir ist es immer, als wären in dieser Oper die Worte und die Musik wie Körper und Seele zusammen, und gewiß müssen wir auch den Charakter und die Bedeutung des Ganzen durch die Musik beurtheilen, nicht durch die Worte. Hoffmann betrachtet den Don Juan als eine Art von Faust, und behauptet, Donna Anna habe ihn geliebt; die Musik, die ihr in den Mund gelegt ist, drückt auch gewiß eine Tiefe der Leidenschaft aus, und

eine Tiefe der Verzweiflung, die größer ist, als die Worte es andeuten und auch verschiedener Art. Der Text spricht, wie der Anstand es einer Frau gebietet, und die Musik athmet die Stimme der Natur und enthüllt den Kampf der Seelenstürme.

Als ich diesen Winter in New-York war, lernte ich einen schönen, alten Italiener kennen, mit lang herabwallendem weißem Haar, und mit einer sehr ehrfurchtgebietenden und markirten Physiognomie; es war Lorenzo da Porta, derjenige, der zuerst Mozart dem Kaiser Joseph vorstellte, und der für ihn den Text zum Don Juan, Figaro und Cosi fan tutti schrieb, wir haben keine solche Libretti jetzt.

Der deutsche Text zur Zauberflöte war von Ichichenada, ein Buffo-Schauspieler und Sänger, welcher bei Joseph II. im Dienste stand; er war selbst das Original zum Papageno. Einige glauben, daß er die Absicht gehabt habe, in dieser Oper die Mysterien der Freimaurerei zu dramatisiren, und Andere bemühen sich, einen allegorischen Sinn darin aufzufinden, möchte ich glauben, daß der Text gar keinen Sinn hat, während wir der schönen Musik tausend Deutungen geben können, tausend Elfenträume der Poesie. Ichichenada stand sehr in Josephs Gunst und war ihm sehr ergeben; nach dem Tode des Kaisers wurde er wahnsinnig und brachte den übrigen Theil seines Lebens in einem Armstuhl zu, mit einem großen Betttuch, das über ihn gedeckt war und

weigerte sich, mit seiner Familie zu sprechen. Wenn irgend Jemand ihn besuchte, pflegte er das Betttuch von seinem Haupte wegzuziehen und mit stierem Blick zu fragen: »Hast Du Joseph gekannt?« Und wenn die Antwort Ja war, so ließ er sich vielleicht herab, einige Worte mit dem Besuchenden zu sprechen, doch immer über denselben Gegenstand, über seinen Kaiser und Gönner; war aber die Antwort Nein, so zog er sein Betttuch wie ein Leichentuch um sich herum, verbarg sein Antlitz und versank wieder in den Armstuhl in hartnäckiges Schweigen. So starb er.

Den 29sten April.

Heute war die ganze Woche hindurch das Wetter sehr kalt, die Luft war mit einem Nebel erfüllt, der dem Rauch gleich kam, der Wind wehte plötzlich so heiß wie aus der Oeffnung eines Schmelzofens, und während einiger Stunden litt ich sehr an Beklemmungen und konnte kaum athmen. Es war schlimmer als der Sirocco in Italien. Ich konnte die Ursache dieses Phänomens nicht erfahren, der Wind wehte vom See her.

Den 1sten Mai.

Sehr kaltes Wetter, ein strenger Frost, ein scharfer tobender Wind und ein sehr bewegter See. Ich war

zu krank, um irgend etwas Anderes zu thun als zu lesen. Mich unterhielten Rückerts Gedichte; sie hinterließen meiner Imagination den Eindruck, den der Duft eines Treibhausbouquets oder das Funkeln von Juwelen meinen Sinnen hinterlassen würde. Er kann als Liebes- und lyrischer Dichter mit Moore verglichen werden — man findet in ihm dieselbe blumenreiche Ausschmückung von Witz und Phantasie, dasselbe Glück in der Wahl des Ausdrucks, dieselbe edelsteinartige Politur, den Glanz und die epigrammartigen Wendungen in seinen schönen, kleinen, lyrischen Gedichten. Ich glaube, es könnte keinen größern Contrast geben, als der zwischen ihm und Heine ist. Dieser Contrast ist größer als der zwischen Moore und Burns, jedoch dieselbe Art von Verschiedenheit.

Lenau ist auch sehr ausgezeichnet und wie reizend schreibt er; doch so groß auch sein Ruhm in Deutschland ist, so glaube ich doch nicht, daß derselbe bis jetzt England erreicht hat. Er ist der größte Poet von Schäfergedichten in Deutschland, ich meine nicht Schäfergedichte im altmodischen Sinne des Worts, denn er führt nicht den Schäferstab und pfeift kein Lied an »Amarillis in den Schatten,« auch geht er nicht mit Faunen und Dryaden um oder andern solchen Geschöpfen. Er ist der Hohepriester der Natur, ihr Druide und der Ausleger ihrer schönsten Orakelsprüche. Es ist nicht der Dichter, der die Natur beschreibt oder erklärt — nein, es ist die Natur, die mit

ihrer tiefen, geheimnißvollen Stimme, die Leidenschaften und Schmerzen der Menschheit schildert. Sein Styl ist schwer zu verstehen, doch ausdrucksvoll und schön. Mit einem jener zusammengesetzten Worte, wozu die deutsche Sprache sich wie die griechische fügt, kann Lenau plötzlich ein ganzes Bild vor unserer Seele aufstellen, wie eine ganze Landschaft dem Blick durch einen einzigen Blitzstrahl enthüllt wird. Einige seiner Gedichte, in welchen er den gewöhnlichsten Stoff unserer täglichen Existenz abhandelt und diesen nur als ein Vehikel benutzt, um die höchsten und tiefsten Gedanken und Gefühle auszusprechen, gleichen in der Art und Weise denen von Wordsworth. Eines der schönsten von diesen ist der Postillon.« Lenau hat kürzlich ein dramatisches Gedicht »Faust« geschrieben, dessen Plan und Absicht ich nicht wohl verstehen kann, noch schwerer als den Goethischen Faust. Für's Erste habe ich es in Verzweiflung bei Seite gelegt.

Das Genie von Franz Grillparzer schien mir mehr lyrisch zu sein als dramatisch. In seinen schönen Tragödien sind Charaktere und Gefühle immer kunstvoller entwickelt, als Situationen und Handlungen.

Die Charaktere der Sappho und der Medea in seinem schönsten Drama sind großartige Schöpfungen. Man findet, wie ich glaube, kein Drama in der jetzigen Zeit, das mit soviel Kraft aufgefaßt und zugleich in je=

dem Theile so gleich durchgeführt wäre, und mit so glücklicher poetischen Farbenpracht herausgehoben. Lord Byrons »Sardanapalus« würde vielleicht einen richtigern Begriff geben von der Art, wie Grillparzer einen dramatischen Gegenstand behandelt, als irgend eine andere Erscheinung in der englischen Literatur, mit welcher ich es vergleichen könnte.

Sappho ist der Typus einer Frau von Geist. Sie tritt auf, gekrönt mit dem olympischen Lorbeer, vom Ruf der glückwünschenden Menge umtönt, und schaudert, daß diese ihr Weihrauch bringt und nicht Glück — Beifall, nicht Mitgefühl, Ruhm und nicht Liebe. Sie möchte gern ihre Jugend wieder beginnen, die goldenen Träume ihres Kinderlebens, ehe sie die Tiefe des Kummers und der Leidenschaft ergründete, ehe Erfahrung den Schatten über ihr Herz gelegt hat, in der Liebe des jugendlichen, unerfahrenen, heiteren Phaon. Und es ist sehr gut ausgedacht, daß, während wir die tiefste Bewunderung, das größte Mitleid für die betrogene Sappho fühlen, die wie eine Pythia wüthet, wir nicht umhin können, für den Knaben Phaon zu empfinden, der die Liebe seiner schönen, stolzen Sappho aufgiebt — eine Liebe, die als eine Gnade verliehen wurde — um der schönen, lieblichen Sclavin Melitta willen. Seine erste Liebe ist die Frau, der er huldigt und die zweite, die Frau, die er schätzt; nichts kann natürlicher sein, es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.

Gelehrte und Nichtgelehrte stimmen in der Bewunderung für Grillparzers Versbildung in Sappho's berühmter Ode überein.

»Golden thronende Aphrodite«

Es klingt für mein ungelehrtes Ohr wunderbar, groß und griechisch, musikreich und classisch, und wenn die Schröder diese Strophen auf der Bühne spricht, kann man das eigene Herz in der Todtenstille rings umher schlagen hören.

Die deutschen Kritiker halten die Medea für weniger gut als Sappho, sowohl als Styl, als auch als Kunstwerk betrachtet. Das kann ich nicht wohl beurtheilen, ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den sie mir machte, als ich sie zum Erstenmale las — ich erinnere mich dieses Augenblickes, als einer Eva in meinen poe tischen Reminiscenzen. Durch die bloße Auffassung des Charakters wird uns klar, daß Medea ihre Kinder morden mußte. In den anderen Trauerspielen über denselben Gegenstand wissen wir, daß der Mord geschieht. Doch Grillparzer führt uns zu der schrecklichen Katastrophe durch eine solche Kette von Motiven und Gefühlen, daß, wenn sie herankommt, sie uns als etwas Unvermeidliches erscheint.

Medea ist der Typus einer leidenschaftlichen Frau. Im Kontrast zu den eleganten, unterwürfigen griechischen Frauen ist sie wie eine Wilde; in dem einen Augenblick ganz Ergebenheit und Gehorsam und im nächsten eine

nicht zu zähmende Tigerin, erst durch die männliche Tapferkeit Jasons unterwürfig gemacht, und dann empört über seine moralische Feigheit. Grillparzer hat wohl weislich das Mannweib und die Zauberin, die uns zuwider ist, so viel als möglich aus dem Gesicht gelassen, während die menschliche Natur unter menschlichen Einwirkungen und menschlich handelnd und fühlend, immer vor uns steht. Es liegt eine furchtbare Wahrheit und Natur in diesem Bilde, welches vollkommen durchgeführt ist. Wenn man dasselbe neben der Medea des Euripides stellt, so hat man den Vergleich zwischen den Darstellungen durch Malerei und durch Bildhauerkunst.

Das Sujet der Medea ist von einem seltsamen Zauber umgeben, gleich dem der schrecklichen Medusa, welche man anschauen mußte, obgleich sie den Anschauenden zu Stein verwandelte. Dieses Sujet ist auf alle mögliche Weise schon behandelt worden, ich weiß nicht, in wie vielen Tragödien und Opern in älterer und neuerer Zeit. Ich erinnere mich, eine Vorstellung sonderbarer Art von Madame Schröder gesehen zu haben; es war ein Monolog in Prosa mit Symphonien in Musik, welche von Georg Benda 1755 componirt wurde. Nach zwei oder drei ausgesprochenen Sentenzen kamen einige Musikaccorde, welche die Schauspielerin mit passenden Pantominen begleitete. Der Text in Prosa (von Gotter) schien mir eine Reihe von Beschwörungen, Ausrufungen, Verwünschungen zu sein, ohne irgend eine poetische Färbung,

und die Musik unterbrach mehr den Strom der Leidenschaft, als daß sie demselben nachgeholfen hätte. Demungeachtet war es eine sehr auffallende Probeleistung von dem eigenthümlichen Talente der Schröder, ihre schönen classischen Stellungen hätten für einen Künstler ein Studium abgeben können, und es gab Momente von Pathos und unendlicher Erhabenheit, welche mich tief ergriffen. Die Wildheit drückte sie besser aus, als die sanfteren Gefühle der Frau, und ihre Beschwörungen an Hekate erinnerten mich einen Augenblick an Mistreß Siddons Stimme und Ausdruck, wenn sie die Hexenscene in Macbeth vorlas. Doch war sie nicht so schön, wie die Pasta in derselben Rolle. — Lady Macbeth von der Schröder schien mir unleidlich.

Den 19ten Mai.

Nach einigen Tagen sehr ernsten Unwohlseins, Fieber u. s. w. bin ich wieder im Stande, auf zu sein.

Ich saß am Fenster und zeichnete oder vielmehr ich zeichnete nicht, sondern hatte den Bleistift in der Hand — der schöne Ontario=See! Mein See! — denn ich fange an, ihn zu lieben und als den meinigen zu betrachten! — er wechselt jeden Augenblick seine Farbe, Purpurne und grüne Schatten fluthen darüber hin, jetzt sind sie dunkel, dann hell und jetzt bleich, wie ein sterbender Delphin, oder um ein genaueres, wenn auch nicht

so poetisches Gleichniß zu gebrauchen, so ist er gesprenkelt und schillernd wie der Rücken einer Makrele und dann und wann ein Strahl silbernen Lichtes, der die grünen Schatten theilt. Herrliche eilende Wolken rollten rings um den Horizont auf und die kleinen anmuthigen Shooners, sich in schönen Stellungen an einander reihend und alle Veränderungen von Licht und Schatten annehmend, kamen grüßend in die Bai hineingetanzt. Ein Zug wilder Gänse schwamm auf dem See, sie tauchten unter und jagten sich scherzend, und schöne, kleine mir unbekannte Vögel, in prächtigem Gefieder von Karmoisin und schwarz, flatterten im Garten umher; Alles war draußen Leben und Licht und Schönheit; es war das Auferstehungsfest der Natur! Wie schön war dieses! Wie willkommen meinen Sinnen und meinem Herzen ist dieser Frühling, der endlich erscheint, nachdem ich ihn so lange ersehnt, so lange erwartet habe.

Den 30sten Mai.

Gestern Abend war ein Ball im Gouvernementshaus, zu welchem Manche funfzig Meilen weit herkamen, Manche auch hundert und zweihundert englische Meilen, was hier nicht viel ist. Es waren sehr hübsche Mädchen dabei und man tanzte sehr gut. Doch hatten wir alle Ursache, den Verlust der Musik des 66sten Regiments zu beklagen, welche uns zu meinem Kummer vor einigen Wochen verlassen hat.

Es steht sehr zu hoffen, daß alle die Gouverneurs, die man in Zukunft hierher sendet, verheirathet sein möchten und ihre Frauen mit sich bringen, denn die Gegenwart eines weiblichen Wesens an der Spitze unseres kleinen Provinzial-Hofes ist, vorzüglich, wenn sie gescheut und klug und gebildet ist, in der hiesigen Gesellschaft viel nöthiger, als Sie es sich denken können.

Erindale.

Dieses ist ein sehr hübscher Ort mit einem sehr hübschen Namen. Eine gütige Einladung zog mich dahin, um Luftveränderung zu suchen, so wie auch Veränderung des Orts und jede andere Veränderung, deren ich so sehr bedurfte.

Das britannische Dampfboot, welches täglich zwischen Toronto und Hamilton hin und her fährt, brachte uns in ein und einer halben Stunde bis an die Mündung des Flusses Credit. Auf Befehl des Herrn M... erwartete uns beim Gasthof am Ufer des Sees eine Karriole auf Federn ruhend, das gewöhnliche Fuhrwerk in dieser Gegend, um uns durch die Wälder bis zu seinem Hause zu fahren, und der Herr des Gasthofes, ein anständiger, achtungswerther Mann, fuhr diesen Wagen selbst. Er hatte England als Kind vor dreißig Jahren verlassen, mit Vater und Mutter und sieben Geschwistern, und vor achtzehn Jahren war er aus den vereinigten Staaten nach Canada gekommen, auf Veranlassung

eines Verwandten, um sich im Busch, so nennt man gewöhnlich das ungelichtete Land, niederzulassen. Zu jener Zeit besaßen sie nichts als Hände und Gesundheit. Die Familie, welche nun auf fünf heruntergekommen ist, befindet sich wohl. Er selbst besitzt als Eigenthum einen Meierhof von hundert und funfzig Acres; sein Bruder hat viel mehr, seine Schwestern sind alle versorgt. »Ein Jeder, der Gesundheit und ein Paar Hände hat, könnte in diesem Lande sich wohl befinden, wenn nur das Trinken nicht wäre; das richtet viele Hundert zu Grunde.«

Man bildet einen Hafen an der Mündung des Flusses, indem man den Kanal weiter und tiefer gräbt; da aber wegen der jetzigen verworrenen Verhältnisse es an Geld fehlt, so rückt die Arbeit nicht vorwärts. Es ist hier ein hübscher kleiner Gasthof mit einigen Blockhäusern, die Lage ist tief und sumpfig, und ich sollte meinen, daß sie ungesund wäre. Doch hat man mir versichert, daß, obgleich das kalte Fieber im Frühjahr hier herrsche, dasselbe doch alle Jahr abgenommen habe in dem Maaße, als das Lichten und Anbauen der Ländereien vorschreitet.

Der Fluß Credit führt diesen Namen, weil in alten Zeiten (d. h. vor vierzig bis funfzig Jahren) die Pelzhändler an dessen Ufern mit den Indianern zusammen kamen, und ihnen auf Credit die Waaren auslieferten, für welche sie im folgenden Jahre den Werth oder vielmehr den zehnfachen Werth an Fellen erhielten. In ei-

nem Lande, wo es kein Gesetz für Schuldner und Gläubiger giebt, wo man weder Pfand noch Stempel noch Buch und Rechnung noch Gerichtsdiener hat, keine Möglichkeit einen widerspenstigen oder betrügerischen Schuldner zu strafen, oder auch nur dessen habhaft zu werden, sondern wo man im Gegentheil noch sehr Gefahr läuft, daß der besagte Schuldner mit dem Tomahawk seinen Gläubiger erschlägt, könnte dieses etwas gewagt scheinen. Doch ist mir von denen, welche lange sowohl in Ober- als in Unter-Canada den Handel getrieben haben, versichert worden, daß es etwas Unerhörtes sei, daß ein Indier sein Wort bräche; und wenn derselbe durch irgend einen unvorhergesehenen persönlichen Unfall abgehalten sein sollte, die ausgemachte Zahl von Biberfellen zu bringen, so meinen seine Verwandten und Freunde, daß ihre Ehre dadurch betheiligt sei, und sorgen dafür, daß die Zahl voll werde.

Der Pelzhandel hat schon lange an diesen Ufern aufgehört, seitdem dieselben einst der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen den Huronen und Missassaquas waren. Die letzteren waren zuletzt beinah ganz und gar ausgerottet; einige wenige, elende und entartete Ueberbleibsel dieses Stammes pflegten noch um ihre alten Wohnungen und die Begräbnißplätze ihrer Väter, welche auf einem hohen Hügel am westlichen Ufer des Flusses und nahe bei dem See gelegen sind, umherzuschleichen. Diese wurden von den methodistischen Mis-

sionairen in ein Dorf versammelt, zwei Meilen weiter hin, wo man einen Versuch gemacht hat, um sie zu civilisiren und zu bekehren. Das Gouvernement hat auch eine bedeutende Summe zu diesem wohlthätigen Zwecke verwilligt, und man hat ungefähr funfzig Blockhäuser für die Indianer erbaut, jedes durch Scheidewände getheilt, damit es zwei oder noch mehrere Familien aufnehmen kann. Es befindet sich auch eine Kapelle und eine Schule in diesem Dorfe. Peter Jones, auch Kahkewaznonaby genannt, ein Halb=Indianer, ist der zweite Anführer und Religionslehrer. Er war vor einigen Jahren in England, um dort Beisteuern einzusammeln für sein armes Volk, und heirathete dort eine junge enthusiastische Engländerin, welche ein kleines Vermögen besaß. Sie hat seit kurzem das Dorf verlassen, um nach England zurückzukehren. Außerdem wohnt noch ein echter Methodisten=Prediger hier, der kein Wort von der Sprache der Eingebornen versteht und mit ihnen nur durch die Dollmetscher verkehren kann. Er klagte über die Sterblichkeit unter den Kindern, und über die jährliche Abnahme der Einwohner dieser Niederlassung. Der größte Theil von denjenigen, welche übrig bleiben, sind Halb=Blut, und unter diesen sieht man einige sehr kräftige junge Frauen und Kinder. Doch machte mir das ganze Ansehen des Ortes und dessen Bewohner einen traurigen Eindruck. Die Indianer, welche ich umherschleichen sah, und die Squaws, welche in schmutzige

wollene Decken gehüllt waren, mit dem langen schwarzen, über Gesicht und Augen herabhängenden Haar, flößten mir das tiefste Mitleid ein. Als der Stamm zuerst vereinigt wurde, bestand er aus siebenhundert Männern, Frauen und Kindern; jetzt sind es deren ungefähr zweihundert und zwanzig. Der Missionär und seine Frau sahen niedergeschlagen aus, sie erzählten mir, daß die Conferenz ihnen nie gestatte, in irgend einer Gemeine lange genug zu bleiben, um die Menschen kennen zu lernen, und um persönliches Interesse an ihrem Wohl zu nehmen. Im allgemeinen ist ihr Aufenthalt in irgend einer Niederlassung oder einem Distrikte auf zwei oder drei Jahre festgesetzt, dann werden sie hinweggerufen, und ein anderer kommt an ihre Stelle. Von den Einwohnern haben nur einige wenige das Land, das ihnen zugetheilt war, angebaut, und diese leben in einer Art von Wohlhabenheit; drei oder vier Frauen (Halb-Blut) zeichnen sich durch die Reinlichkeit ihrer Häuser aus, und durch ihr gutes Betragen, und einige Kinder sind sehr gescheut, und können sowohl ihre eigene Sprache als auch englisch lesen. Dieses sind aber Ausnahmen; und Schmutz, Trägheit und Trunk sind allgemein herrschende Uebel. Die Auszehrung ist die vorherrschende Krankheit, und hat unzählige dieser unglücklichen Völker hinweggerafft *).

---

*) Alle die Bemerkungen, welche ich hier zusammengestellt

Nachdem wir das indianische Dorf passirt hatten, vertieften wir uns wieder in das Innere der Wälder, auf einem Wege oder Pfade, welcher dann und wann Abgründe und Untiefen von Schmutz bot, in denen man bis zur Achse versank, und ich begann sehr deutlich die Vortheile eines canadischen Fuhrwerks zu fühlen. Auf jeder Seite dieses Wald-Pfades strebte das Auge vergebens, das Labyrinth von Laubwerk und Blumen von allen Farben zu durchdringen, wo das Leben in Myriaden von Gestalten, in der Luft und auf der Erde umher kroch, summte und rauschte, während der Morgenthau noch unter den dunklen Schatten erglänzte.

Nachdem wir fünf bis sechs Meilen gefahren waren, verließen wir diese Wälder, und kamen in Springfield an, einem kleinen Dorfe, welches wir im tiefsten Winter passirt hatten. Wie ganz anders war jetzt dessen Ansehn! — Von der Landstraße ab führte uns ein schöner Pfad längs der hohen Ufer des Credit hin, nach Erindale, denn so hatte Herr M... in zärtlicher Erinnerung an sein Vaterland diesen seinen romantischen Wohnort genannt.

Herr M... ist der Geistliche und Magistrat dieses Distrikts, und außerdem noch ein großer Landwirth

---

habe, sind das Resultat von drei Besuchen im Dorfe Credit, so wie auch noch anderweitiger Erkundigungen, die ich eingezogen.

und Gutsbesitzer. Seine Frau, welche aus einem edlen historischen Geschlechte abstammt, vereinte mit der Freundlichkeit und Offenheit ihres Charakters mehr Höflichkeit und Formen als ich erwartet hatte. Mein Empfang war sehr herzlich, obgleich das ganze Haus in ungewohnter Bewegung war, denn es war der vierte Juni und Paradetag, wo die ganze Miliz des Districts herausgebracht wurde, und zwei junge Männer der Familie gürteten die Säbel um, und legten noch andern militärischen Staat an, sie setzten Helme auf, während die Schwestern mit schwesterlichem Stolze bei dieser Toilette behülflich waren, die Schärpen umbanden, und die Epaulets ordneten, und als sie Beide eintraten, der Eine in dem hübschen grünen Costüme eines Schützens und der Andere mit der Stickerei eines Lancier-Capitains, war es mir, als habe ich wenig so hübsche junge Leute gesehen. Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, fuhren wir nach dem Schauplatz der Handlung.

Auf einer abhängigen Wiesenfläche in der Nähe des Flusses, welcher weiter unten durch die grüne Ebene hindurch rauschte und funkelte, wurden die buntscheckigen Truppen, ungefähr drei bis vierhundert Mann, aufgestellt, doch nein, nicht aufgestellt, sondern auf eine viel malerische Weise hier und dorthin zerstreut. Einige wenige Blockhäuser und Sägemühlen am Ufer des Flusses und eine kleine hölzerne Kirche auf der Höhe gegenüber, bildeten die Hauptpunkte der Scene. Der unbegrenzte

Wald breitete sich um uns aus. Einige wenige Männer, welche gut beritten waren und als Lanciers in Uniformen gekleidet, die jedoch keine Uniformen waren, manövrirten auf dem grünen Rasen hin und her, zur großen Gefahr der Zuschauer, denn sie und ihre Pferde waren gleich wild, munter, muthig und undisciplinirt. Doch diese Cavallerie war Vollkommenheit im Vergleich zu der Infanterie. Hier war gar nicht einmal der Versuch gemacht worden, eine Uebereinstimmung in Kleidung, Haltung und Bewegung hervorzubringen, nur Wenige hatten Röcke, Andere Jacken, die größte Anzahl hatte weder Röcke noch Jacken, sie erschienen in Hemdärmeln, in weißen oder bunten, in reinen oder schmutzigen, es war eine erbauliche Abwechselung! Einige trugen Hüte, Andere Mützen, Andere ihr eigenes zottiges Haar. Mehrere hatten Feuergewehre, Andere alte Schwerter, welche an Riemen hingen, oder in ihren Gürtel gesteckt waren. Doch die größte Anzahl schulterte Stöcke und Regenschirme. Madame M... erzählte uns, daß sie auf einer der früheren Paraden gehört habe, wie das Commandowort also wäre gegeben worden: »Die Herren mit den Regenschirmen nehmen das Terrain zur Rechten, und die Herren mit den Spazierstöcken das Terrain zur Linken.« Nun rannten sie, einer hinter den andern, stießen sich mit Elbogen, und traten sich auf die Füße, liefen, hüpften, stolperten; und wenn der commandirende Offizier einen Augenblick den Rücken wendete, setzten sie

sich gelassen am Ufer nieder, um auszuruhen. Es war unmöglich nicht zu lachen, und die ganze Kraft der Gesichtsmuskeln mußte aufgeboten werden. Carl M . . . wurde ganz heiser, indem er Befehle ausrief, die Niemand befolgte, außer vielleicht zwei oder drei Mann in der Fronte. Und James manövrirte mit seinen Reitern, sie schwenkten die Lanzen, galopirten und curbettirten zur allgemeinen Bewunderung. James ist Magazinverwalter und Postmeister des Dorfes, und als wir nach dem Schauspiel in sein Waarenlager traten, um uns auszuruhen, war ich nicht wenig belustigt, als ich unsern Lancier-Capitain hereintreten, seinen Helm abnehmen, und über den Zahltisch hinwegspringen sah, um einem Kunden für einen Pfennig Taback, und einem andern eine Elle gewürfelte Leinwand zu verabreichen. Willy, der jüngste Bruder, ein schöner junger Mann, welcher unser Cavalier auf dem Felde gewesen war, stand ihm bei, und halb im Scherz und halb im Ernste verlangte ich einige von seinen Waaren zu kaufen, welche Willy lachend und munter mit der größten Einfachheit und ohne die geringste Verlegenheit mir zumaß. Wir kehrten zurück, um ein einfaches und treffliches Mittagsmahl einzunehmen. Alles auf dem Tische, der Wein ausgenommen, war der Ertrag ihrer eigenen Wirthschaft. Unser Wein, Wasser und die Butter waren in Eis gesetzt, und alles war das Beste in seiner Art.

Der Paradetag endigte mit Trunk und Lärmen, wo-

bei, wie ich später erfuhr, der Obrist schwer verletzt wurde, und mehrere ernstliche und unglückliche Fälle vorkamen; das Ganze wurde aber so leicht genommen, so ganz wie eine Sache, die sich in dieser halbcivilisirten Vereinigung von selbst versteht, daß ich auch bald nicht mehr der Sache gedachte.

Am nächsten Morgen sah ich zu meinem Fenster heraus, auf eine, obgleich wilde, doch ruhige und liebliche Landschaft. Das Haus ist am Rande eines steilen Ufers erbaut, das vielleicht hundert Fuß hoch und schroff in den reißenden Fluß herabgeht *). Die Ufer der beiden Seiten sind mit herabhängenden Birken, Tamarisken, Sumach und Ahorngesträuchen bekleidet, welche in dem reichen Schmuck des erwachenden Jahres stehen. Weiter hinaus liegt, wie gewöhnlich, der dunkele Tannenwald, und nahe an dem Hause sieht man verschiedene Gruppen hoher Tannen, das eingeborene Riesengeschlecht des Bodens. Weiterhin waren die Strecken, die gelichtet wurden. Der Himmel war ohne Wolken und die Hitze sehr groß. Ich fand das Frühstück auf der

---

*) In diesem Fluß haben die jungen Leute der Familie in einer Nacht zweihundert Salmen mit dem Speer erlegt. Der Salmenfang in Amerika ist ganz wie der, welcher in Guy-Mannering so lebhaft beschrieben ist. Der Fisch, den man so fängt, ist eher eine große Art von Forelle, als ein eigentlicher Salm. Der Fischfang soll sehr interessant sein.

Verandah, trefflicher Thee und Kaffee, guter Rahm, sehr gute heiße Kuchen, frische Eier, kurz das Banquet eines Königs! Die jungen Männer waren mit den Arbeitern schon seit Sonnenaufgang ausgewesen, und die jüngeren Damen des Hauses waren mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Wir Anderen saßen den ganzen Morgen in der Verandah, und zwischen Zeichnen und Lesen erzählten mir mein gütiger Wirth und dessen Frau von ihrer vor zehn Jahren stattgefundenen Einwanderung in dieses Land.

Herr M... war ein protestantischer Prediger von guter Familie, und hatte eine bedeutende Pfründe in Irland. Die Gegend, in welcher er lebte, war so unruhig, daß er nicht allein unfähig war, seine Zehnten einzusammeln, sondern daß während einiger Jahre weder sein noch seiner Angehörigen Leben in Sicherheit war. Sie gingen nie unbewaffnet aus, und pflegten sich nie den Abend niederzulegen, ohne ihr Haus wie eine Festung zu verbarricadiren. Die Gesundheit seiner Frau begann unter der beständigen Angst zu leiden, bis endlich, nach einem harten Kampf mit alten Gefühlen und Gewohnheiten, er den Entschluß faßte, seine irländischen Besitzungen in baares Geld umzuwandeln, und mit vier schönen Söhnen von sieben bis siebenzehn Jahren und einer kleinen Tochter nach Canada auszuwandern. Sie sehen daraus, daß Canada nicht nur ein Asyl für diejenigen geworden ist, welche keine Zehnten bezahlen kön-

nen, sondern auch für die, welche dieselben nicht einzutreiben vermögen.

Bald nach seiner Ankunft kaufte er achthundert Acres Land längs den Ufern des Credit. Mit Hülfe seiner Söhne und einiger Arbeiter hatte er bald ein Stück Boden gelichtet, um ein Haus zu bauen; er errichtete dasselbe an einer sehr schönen Stelle, die jedoch damals eine vollkommene Wildniß war, und sowohl Zeichnung als Ausführung des Baues sind sehr geschmackvoll, obgleich Niemand ihnen dabei half. Als sie nun Wohnung und Obdach hatten, fuhren sie in ihrer mühseligen Arbeit weiter fort. Sie gaben zu, daß die Arbeit sehr mühselig gewesen sei, aber sie blieb auch nicht unbelohnt, und sie besitzen nun hundertundfunfzig Acres Land, welches gelichtet und bebaut ist; ferner besitzen sie eine schöne Scheuer, welche sechszig Fuß lang und vierzig breit ist, und welche die Söhne ganz allein erbaut haben; eine Zimmermannswerkstatt und eine Drechselbank, auf welcher der alte Herr und einer der Söhne sehr geschickt sind. Auch eine Schmiede besitzen sie, mehrere große Nebengebäude und einen wohl eingerichteten Meierhof.

Das Wohnhaus ist sehr comfortable meublirt, da viele der eleganten Geräthschaften vom Vater und Sohne gedrechselt und ausgeschnitten wurden. Diese jungen Leute, welche in Irland die Anfangsgründe einer classischen Erziehung erhalten hatten, besaßen alle Talent für das

Mechanische, und liefern hier, wo ihre Kräfte erweckt, und ihre physischen und moralischen Anlagen in Thätigkeit gesetzt wurden, einen auffallenden Beweis, wie viel durch Thätigkeit und Ausdauer vollbracht werden kann; sie sind ihre eigenen Maurer, Schmiede, Zimmerleute, Ackerbauer und Gärtner; sie sind außerdem kühne und geschickte Jäger. Sie wissen sich in allen Fällen schnell zu helfen, sind klug, heiter und mit inniger Liebe einander zugethan; sie verehren ihre liebliche Schwester von ganzem Herzen, welche unter diesen vier großen männlichen Brüdern aufgewachsen ist, wie eine schöne Tezalia unter schützenden und sie überragenden Tannen. Ich muß auch noch hinzufügen, daß einer der jungen Leute etwas von der Feldscheerkunst versteht, und im Fall der Noth zu Ader lassen kann, oder ein gebrochenes Glied einrichten; während ein anderer so viel von den Gesetzen kennt, daß er einen Contract aufsetzen, und die Streitigkeiten und kleinen Verlegenheiten der ärmeren Nachbarn schlichten kann, ohne zu einem Advocaten Zuflucht nehmen zu müssen.

Die ganze Familie scheint viel Sinn für die schöne Natur und viel Geschmack an Naturgeschichte zu haben. Sie kennen die Gewohnheiten und die Schlupfwinkel der wilden Thiere, welche in ihren Waldbezirken hausen. Sie haben Mineralien- und Insectensammlungen angelegt, und kennen jedes Gras und jede Blume, »welche den Silberthau einsaugt.« Alle Bewohner dieser Be-

sitzung, nicht allein die kräftige Magd, welche ich mit einem kleinen Ferkel in den Armen umherlaufen sah, und der kleine schwarze Junge Alick; — aber auch die Thiere des Meierhofes, — die alte Lieblingsstute, — das Geflügel, welches um den wohlwollenden alten Herrn sich versammelt, und welches der allgemeine Verzug der Familie ist, — selbst Hunde und Katzen, — alle scheinen mir die glücklichsten und beneidenswerthesten ihrer Art zu sein.

Es athmet rings umher eine Atmosphäre von Güte und Freude, welche mir bis ins tiefste Herz hineindringt. Ich erinnere mich nicht, so ruhig und ganz glücklich gewesen zu sein, so ganz mit diesen guten Leuten empfindend, so leichten Herzens, und so geneigt, die Welt mit ihren Sorgen und Eitelkeiten auszuschließen, und die Zeit über mich hingleiten zu lassen wie im goldenen Zeitalter.

Am Abend war es schwül, der Himmel war herrlich umwölkt, und die Wolkenschaar rollte einher, wie es mir schien, mit den Wipfeln der Fichten verwoben. Wir gingen in der Verandah auf und ab, indem wir dem melancholischen Zirpen des Heimchen lauschten, und die Bewegungen einiger schönen grauen, ganz harmlosen Schlangen beobachteten, welche hinter einander längs der Gartengänge einhergleiteten; nach und nach senkte sich tiefe Stille und dichte Dunkelheit um uns nieder; dann brach das Gewitter los in seiner ganzen Macht. Die

Blitze hüllten den ganzen Horizont wie in Flammentücher ein, der Donner rollte über dem Walde, und noch weilten wir; wir weilten bis der Tumult der Elemente vorüber war, und der Regen in Strömen herabrauschte. Dann gingen wir in das Haus und hatten etwas Musik. Carl und Willy hatten gute Stimmen und viel natürlichen Geschmack; und wir sangen Duetten und Trios bis zum Abendessen. Da versammelten wir uns wieder um einen heitern Tisch, wo viel gelacht wurde, und ganz von Herzen gelacht, und wo man manchen Scherz mit irländischer Galanterie und Humor würzte; dann sandte der alte Herr, nachdem er bei seinem mäßigen Becher Whisky-Punsch etwas geplaudert hatte, uns mit seinem Segen zu Bette.

Herr M... erzählte mir, daß während den ersten sieben oder acht Jahren sie Alle zusammen auf seinem Meierhofe gelebt und zusammen gearbeitet hätten. Doch in der letzten Zeit habe er sich überlegt, daß, obgleich die Fortschritte des Gutes reichlichen Unterhalt böten, so würfe dasselbe doch nicht die Mittel ab, seinen Söhnen eine Unabhängigkeit zu sichern, so daß sie heirathen und sich in der Welt niederlassen könnten. Er hat also zwei seiner Söhne als Magazinen-Verwalter untergebracht, den einen in Springfield, den andern in Streetsville, welche beide Orte nicht weit von seiner eigenen Woh-

nung entfernt sind; und sie haben schon durch ihre Fähigkeiten, durch ihre Thätigkeit und durch ihr populäres Wesen es weiter gebracht, als er selbst gehofft hatte.

Ich konnte bemerken, daß einige Vorurtheile und Gefühle sowohl bei ihm, als bei seiner Frau hatten überwunden werden müssen, um diesen Schritt zu thun. Der Familienstolz eines wohlgebornen irländischen Gentleman, und die Antipathie gegen alle Handelsgeschäfte, welche unter einer gewissen Classe im alten Lande vorherrschend ist, — diese mußten überwunden werden, ehe er sich mit der Idee aussöhnen konnte, daß seine Söhne Spezereien in Canada verkauften; doch wurden sie überwunden. Ein kleiner Ueberrest des alten Adam gab ihm die Nothwendigkeit ein, mir eine Entschuldigung, — oder vielmehr eine Erklärung dieser Zustände zu geben. Er wußte nicht, wie viel Beifall ich in dem Augenblicke zollte, — nicht den thörichten Nationalvorurtheilen unsers Vaterlandes, — sondern dem ehrlichen und edlen Geist und der gesunden Vernunft, durch welche er dieselben überwunden, und für die künftige Unabhängigkeit seiner Kinder gesorgt hatte. Ich erkundigte mich nach der Größe seiner Gemeine und nach den Sitten und dem Zustande seiner Beichtkinder.

Er sagte, daß auf zwei Seiten der seiner Pflege befohlene Distrikt als unbegrenzt betrachtet werden könnte, denn es war in der That keine Grenzlinie zwischen seinem Kirchspiel und dem Nordpol. Er wurde oft sech-

zehn bis dreißig Meilen weit geholt, um eine Ehe zu schließen oder ein Begräbniß zu feiern, oder ein Kind zu taufen, oder eine Predigt zu halten, wenn irgendwo eine kleine fromme Vereinigung zusammengebracht werden konnte. Doch erschwerte ihm in der letzten Zeit sein zunehmendes Alter diese Geschäfte. Die Kirche seiner Gemeinde ist in Springfield. Als er im Anfang die Pfründe bezog, welche ihm bei seiner Ankunft in dieses Land zugewiesen wurde, betrug der Gehalt, denn es giebt hier keine Zehnten, zweihundert Pfund Sterling jährlich. Spätere Maaßregeln, durch Herrn Hume eingeführt, haben diese zu hundert Pfund Sterling reducirt. Er sprach davon ohne Bitterkeit, was ihn selbst betraf, denn er war alt und hatte andere Mittel zu leben, doch betrachtete er es als eine große Ungerechtigkeit, sowohl gegen ihn als gegen seinen Nachfolger. »Denn,« sagte er, »es ist klar, daß kein Mensch sich den Geschäften eines ausgedehnten Distrikts unterziehen kann, ohne ein gutes Pferd zu haben und einen Jungen, um dasselbe zu versorgen. In diesem Lande aber, wo die Löhnungen so bedeutend sind, kann man nie für weniger als hundert Pfund Sterling Pferd und Diener halten und dabei selbst einen ganzen Rock tragen. Deshalb kann kein Mensch, der nicht anderweitige Hülfsquellen hat, hierher kommen. Und wer über solche gebieten kann und eine gute Erziehung bekommen hat, der wird nicht hierher kommen. Ich sage nichts von der Beschwerlichkeit der

Geschäfte und der großen Verantwortlichkeit, welche mit diesem Berufe verbunden sind; beschwerlich dürfen sie sein, — aber hungern darf er nicht dabei, und verhungern muß er, wenn er nicht neben seinen geistlichen Pflichten noch eine Pachtung annimmt oder einen Magazinhandel. Ein Geistlicher würde aber in solchen Verhältnissen kaum die Achtung seiner Beichtkinder sich erhalten können. Was meinen Sie dazu, Madame?«

Als mir die Frage gestellt wurde, konnte ich nur wie er denken: es kommt mir vor, als müsse in dem Gange dieses canadischen Kirchensystems etwas nicht ganz richtig sein, vom Anfang bis zum Ende.

Was die Sitten der Bevölkerung in seiner Umgegend betrifft, so sprach er mir von zwei Dingen, welche vor Allem beklagenswerth wären; der vorherrschende Trunk und das frühe Auflösen der elterlichen und Familienbande. Das Erste kommt vom allzuwohlfeilen Preise des Whisky, und das letztere vom zu hohem Preise der Arbeit, wodurch die Gewinnlust die Jugend beiderlei Geschlechter, bald aus der Heimath führt, weil sie sobald als möglich für sich selbst sorgen wollen. Diese letztere Thatsache und deren Folgen fiel ihm um so peinlicher auf, da dieselbe so auffallend mit der großen Familienanhänglichkeit und der Achtung für elterliche Gewalt contrastirte, an welche er mitten im Elend und Ruin des armen Irlands gewohnt war. Im Allgemeinen stellte er die Sitten der Frauen viel höher als die der

Männer, da ihre Gewohnheiten immer mäßig blieben, trotz des schrecklichen Beispiels und der Versuchung, welche sie umgeben. Er kannte nur zwei Frauen, welche sich dem Trunke ergeben hatten, und in beiden Fällen war die Ursache dieselbe, eine unglückliche Häuslichkeit und ein böser Mann.

Er theilte mir noch viele andere Umstände und Anecdoten mit, doch da diese persönlich sind und er mir seine Erlaubniß nicht ganz bestimmt gegeben hat, so zeichne ich dieselben nicht hier auf.

Im Ganzen werde ich die wenigen Tage nie vergessen, welche ich mit dieser trefflichen Familie verlebte, wir sagten uns Lebewohl, nicht ohne manche freundliche Bitte von ihrer Seite und manches Versprechen von der meinigen, sie wieder zu besuchen. Carl M... fuhr mich nach dem Credit, wo wir das Dampfboot trafen und ich kehrte nach Toronto zurück, das Herz voll freundlicher Eindrücke, die Phantasie voll schöner Bilder und mein Schooß voll Blumen, welche Carl längs des Waldrandes für mich gesammelt hat. Blumen, welche wir mit Sorgfalt in unsern Gärten und Treibhäusern pflanzen und pflegen, welche an Farbenschmelz sehr schön waren und deren Namen, Gestalt und Nutzen ich nicht kannte. Unglücklicher Weise verstehe ich mich nicht auf Botanik und will also nicht weiter in die Einzelnheiten eingehen; doch eine Pflanze fiel mir ganz besonders auf, welche überall zu tausenden wuchs. Der Stiel war ungefähr

zwei Fuß hoch, am obern Ende befanden sich zwei große, fächerartige Blätter, dessen eines stets größer als das andere war; zwischen diesen zwei Blättern entsproßte eine einzige Blume, in Größe und Gestalt einer großen, wilden Rose ähnlich, das Blumenblatt war weiß mit blassem Rosa angehaucht. Nach der Blume folgt eine ovale Frucht, welche genossen wird und eingemacht sehr schmackhaft ist. Man nennt sie Maiäpfel.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

W. Obermeier
Buchbinderei
burg / L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jameson, Anna,

Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada ein Tagebuch

Bd.: 1

Braunschweig (1839)

It.sing. 1472 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469708-0